

Eichstätter Familien-Prisma

Texte über Texte zum Thema Familie – Herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt 1. Jahrgang, Herbst 2006

Ständig werden einem Antworten zum Thema Familie um die Ohren gehauen: Das Wundermittel der Familienpolitik sind erwerbstätige Frauen und hochwertige Kinderkrippen! Nein, nur bei mütterlicher Betreuung entstehen feste Bindungen, und ohne die werden die Kinder bestimmt krank und kriminell. Sollen sich doch endlich mal die Männer kümmern! Was denn nun? In Schweden geht's doch auch! Und die Franzosen haben erst gar kein Wort für Rabenmutter! Aber wieso über die Landesgrenzen blicken, die Natur hat es doch ein für allemal so vorgesehen, daß die Frau die Höhle hübsch herrichtet, während der Mann auf der Jagd ist.

Wenn die Frau bei der Möblierung der Höhle schwedische Tische und Schränke bevorzugt, könnte eine Kampagne für anregende Verwirrung sorgen. Die Werbefilme und der begleitende Internet-Auftritt eines großen Möbelhauses greifen vermeintliche Gewißheiten auf, überzogene Ansprüche und Rollenbilder. Da wird zum Beispiel – um die demographische Katastrophe abzuwenden – im schwedischen Bett ein Kind gezeugt oder auf dem hübschen Sofa eine Diskussion über Arbeitsteilung im Haushalt geführt. Und immer endet es mit der schlichten Aussage: „Nichts müssen, aber alles können.“ Wieso kommt das an?

Nichts müssen

Es ist mehr als ein Spiel mit Klischees von der deutschen Rollenverteilung. „Frauen müssen das Haus in Ordnung halten. Und den Mann bei Laune.“ „Männer müssen zur Arbeit. Frauen an den Wickeltisch.“ „Wer Kinder will, muß auf Karriere verzichten.“ „Männer müssen zu Hause nichts tun. Außer Füße hochlegen.“ Bei soviel Müssen kommt niemand umhin, sich zu fragen, wer eigentlich was muß und ob es so sinnvoll ist, in lebenswichtigen Fragen das Müssen zu betonen. Und weil das alles erfrischend freundlich gemacht ist, beginnt man auch nicht zu nörgeln, daß doch alles ganz anders sei und im Alltag eigentlich kein Problem. Viele Väter und Mütter und Kinderlose meinen, sich rechtfertigen zu müssen, vor sich und vor andern. In

den meist ebenso oberflächlichen wie angestregten Debatten zum Thema Familie ist es eine beliebte Taktik, andere Lebensentwürfe schlecht zu machen, um die eigene Vorstellung in um so leuchtenderen Farben darzustellen. Die wechselseitige Abwertung nützt niemandem. Es gibt nicht die eine Antwort.

... aber alles können

Nicht alle können alles. Schön wäre, vielen vieles zu ermöglichen, damit sie so leben können, wie sie wirklich leben wollen. Niemand muß Kinder bekommen, niemand muß der perfekte Hausmann werden, niemand muß sich schlecht fühlen, wenn er oder sie einfach zur Arbeit geht und dabei weder Kinder vernachlässigt noch Karriere macht.

Daß über Familienfragen zur Zeit viel geredet wird, ist erfreulich. Doch das Talkshow-Geplapper mit den gar zu einfachen Familienantworten ist wenig hilfreich, um sich im Dickicht der Behauptungen eine Meinung zu bilden. Und das *Familien-Prisma*? Redet auch mit, stellt wieder neue Texte vor und einige Fragen dazu. Es kann keinen Überblick verschaffen, aber hier und da einen Einblick.

Die Werbung für die schwedischen Lampen und Regale erscheint reflektierter und entspannter als das familienpolitischen Getöse der vergangenen Monate. Geradezu befreiend klingt der werbewirksame Hinweis: „Denk doch mal drüber nach, was dich wirklich glücklich macht!“

Endlich mal keine Antwort.

Stefanie Haas

Psychologie, Soziologie, Pädagogik, Philosophie	2
Politik, Wirtschaftswissenschaft	9
Theologie, Religionspädagogik.	17
Ratgeber	20
Sachbücher	23
Inhaltsverzeichnis	28
Impressum	28

Psychologie, Soziologie, Pädagogik und Philosophie

Sucht ist nicht nur das Leiden eines Einzelnen

Rainer Thomasius, Udo, J. Küstner (Hrsg.): Familie und Sucht. Schattauer. Stuttgart, New York 2005. 281 Seiten. 44,95 Euro.

Leidverursacher, Mitleidende, Helfer – all dies und vieles mehr sind Angehörige für Suchtkranke und Suchtkranke für Angehörige. Das Lehrbuch „Familie und Sucht“ erklärt leicht verständlich und dabei wissenschaftlich fundiert, welche Rolle die Familie spielt, wenn eines ihrer Mitglieder süchtig ist. Familie wird dabei unter den Gesichtspunkten Genese und Verlauf betrachtet, außerdem wird ihre Wichtigkeit für die therapeutische Praxis und die Prävention erläutert.

Genetische Disposition, sexueller Mißbrauch, Delinquenz, Co-Abhängigkeit und elterliche Sucht sind – in unterschiedlich großem Ausmaß und je nach Suchtart verschieden – relevante Risikofaktoren für die Genese von Süchten. Sie werden im ersten Teil gemeinsam mit weiteren familiären Faktoren in übersichtlichen Überblicksartikeln diskutiert. Der zweite Teil, der die einzelnen Suchtstörungen gesondert betrachtet und mit Fallbeispielen veranschaulicht, hebt auf die Verläufe von Suchterkrankungen in ihrer Bedingtheit von familiären Gegebenheiten ab. Hier erfahren wir unter anderem, daß im Vorfeld des pathologischen Glücksspiels vielfach eine Vater-Sohn-Problematik beobachtbar ist, daß Bulimien häufig bei der Ablösung vom Elternhaus auftreten, daß Familie in Kontext Sucht häufig mehr meint als nur die Kernfamilie und daß all die Zusammenhänge zwischen Familie und Sucht weitaus komplexer sind, als daß man sie in einfache Ursache-Wirkungs-Gleichungen zwängen könnte.

Spezielle Beachtung finden der Ausstiegsprozeß und die Änderungsmotivation. Die Frage, wie man Angehörigen Kompetenzen zur positiven Einflußnahme auf den Suchtausstieg vermitteln kann, interessiert hier besonders. Theoretisch fundierte, komplexe Programme, die den Umgang mit dem süchtigen Betroffenen ebenso thematisieren wie die Gestaltung des eigenen Lebens, erwiesen sich als besonders effektiv.

In den Teilen drei bis fünf geht es um die therapeutische Praxis und Prävention. Hier verdeutlichen die Autoren vor allem eines: die Therapierichtungen (Verhal-

tenstherapie, Psychodynamische Therapien, Systemische Therapien, Integrative Therapien, Psychoedukation und Lösungsorientierte Therapien) und Therapiesettings unterscheiden sich darin, welchen Erklärungswert sie der Familie zumessen und mit welchen Techniken und in welchem Ausmaß sie diese Erkenntnisse in der Therapie umsetzen. Unbestritten ist die Notwendigkeit, die Familie in die Suchttherapie mit einzubeziehen.

Einbeziehung kann dabei vieles heißen: die Beachtung der Familie bei der Entscheidung über das Setting (stationär oder ambulant); den Beitrag der Familie in der Suchtgenese in Einzeltherapie zu bearbeiten und indirekte Wirkungen auf die Familie anzunehmen, wie es die psychodynamischen Therapien tun; die Familie aktiv beispielsweise durch Familiengespräche einzubeziehen, wie es die systemischen Schulen machen. Ausführungen zur Prävention bilden den Abschluß des Lehrbuchs. Daß Sucht nicht nur das Leiden eines Einzelnen ist, sondern Angehörige auf unterschiedlichste Weisen mit berührt und betrifft, das wird in diesem Buch deutlich. Es ist gut verständlich, knapp und anschaulich und gibt einen ersten Überblick über das Thema.

Barbara Keller

Großeltern-Enkel-Beziehungen in öffentlichen Einrichtungen

Tanja Wieners: Miteinander von Kindern und alten Menschen. Perspektiven für Familien und öffentliche Einrichtungen. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2005. 203 Seiten. 22,90 Euro.

Die Tatsache, daß Menschen heute deutlich länger leben als noch vor hundert Jahren, ist in der sozialwissenschaftlichen Literatur häufig Ausgangspunkt für das Aufzeigen damit verbundener demographischer und gesellschaftspolitischer Probleme. Daß die gestiegene Lebenserwartung jedoch auch dazu führt, daß die Mehrheit der Kinder heute ihre Großeltern für viele Jahre erleben kann und sich so neue Großeltern-Enkel-Beziehungen herausbilden, blieb bisher in der wissenschaftlichen Literatur meist unbeachtet.

Tanja Wieners möchte diese Forschungslücke verkleinern und zeigt mit Hilfe einer empirischen Untersuchung zum einen, wie Großeltern und Enkel ihre gegenseitigen Beziehungen sehen, und zum anderen, wie sich diese Großeltern-Enkel-Beziehungen in verschiedenen Lebensumfeldern (Leben in Privathaushalten, Leben im Kinder- oder Altenheim) wandeln. Hinter-

grund dieser Fragestellung nach den Unterschieden in der Großeltern-Enkel-Beziehung ist der Wunsch, pädagogischen Fachkräften der Familienarbeit in öffentlichen Einrichtungen Hilfestellung für eine Unterstützung und damit Verbesserung dieser Großeltern-Enkel-Beziehung zu geben.

Leider hat das Buch gerade hier für den Praktiker seine Schwächen. Obwohl aus der empirischen Untersuchung viele Fallbeispiele ein gutes Bild von den unterschiedlichen Großeltern-Enkel-Beziehungen entstehen lassen, legt die Untersuchung doch Ihren Schwerpunkt auf die wissenschaftliche Analyse und Auswertung.

Konkrete Verbesserungsvorschläge für die Familienbildung in Kinder- und Altenpflegeheimen – beispielsweise hinsichtlich des Abbaus von Begegnungshindernissen oder der Förderung von Großeltern-Enkel-Beziehungen – fehlen weitgehend. So ist dieses, aufgrund seiner vielen Daten und Zahlen etwas anstrengend zu lesende Buch für alle am Thema Interessierten ein bereichernder Denkanstoß. Die Umsetzung der Untersuchungsergebnisse in die Praxis bleibt jedoch dem Leser vorbehalten.

Nikola Jentzsch

Eine Feministin, ein Maskulist und ein Feuermeister auf der Suche nach dem verlorenen Vater

Barbara Drinck: Vatertheorien. Geschichte und Perspektive. Barbara Budrich. Opladen 2005. 257 Seiten. 19,90 Euro.

Matthias Matussek: Die vaterlose Gesellschaft. Eine Polemik gegen die Abschaffung der Familie. Fischer Taschenbuch Verlag. Frankfurt am Main 2006. 269 Seiten. 9,95 Euro.

Felix Rohner-Dobler: Familien brauchen Väter. Ermutigungen und Rituale. Kösel. München 2006. 253 Seiten. 14,95 Euro.

In Zeiten diffuser und erschütterter Vaterbilder wird jeder Versuch einer Neuorientierung von Distinktionskämpfen unterschiedlichster Interessenlager, wie sie etwa im Titel dieser Rezension benannt sind, begleitet. Das erklärt die Konjunktur von Väterbüchern. An den drei hier vorgestellten Vertretern dieser Textsorte, einer erziehungswissenschaftlichen Untersuchung, einem „Kampfbrevier“ und einer Ratgeberschnulze, läßt sich deutlich machen, wie unterschiedlich diese in Intention, Inhalt und Qualität ausfallen.

Barbara Drinck legt eine Kurzfassung ihrer 2006 an der FU Berlin eingereichten erziehungswissenschaftlichen Habilitationsschrift vor. Ausgehend von der nicht sonderlich aufregenden „konstruktivistischen“ Grundannahme, „dass Menschen ihr Wissen [und der Verfasserin geht es offensichtlich um deren „Orientierungswissen“] aus den diskursiven Zusammenhängen beziehen, die sie umgeben“ (224), unternimmt sie eine Analyse der „diskursiven Konstituierung historischer und aktueller Vaterbilder [...] für einen Zeitraum von Ende des 18. Jahrhunderts bis Anfang des 21. Jahrhunderts“ (35). Ein Urteil über Verfahren ihrer Textauswahl sowie die konkrete inhalts- bzw. diskursanalytische Technik erlaubt die vorliegende Zusammenfassung nicht; hierzu müßte die entsprechende Website der FU Berlin eingesehen werden.

Drincks Analyse erstreckt sich auf pädagogische Handbücher (37ff.), Abhandlungen „pädagogischer Klassiker“ (75ff.) und solche der Frankfurter Schule (121ff.), „gegenwärtiger Geschlechterforschung“ (163ff.) sowie „zeitgenössischer Männerforschung“ (197ff.). Ohne weiter nach dem Einfluß des jeweils zeitgenössischen Sprachgebrauchs, nach Rezeption, Gegnern oder Konkurrenten zu fragen, greift sie letztendlich direkt auf diese – dekontextualisierten – Quellen zurück.

Ihre Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: Das Auf und Ab gesellschaftlicher Konstitutions- und Bewertungsprozesse von Positionen und Funktionen des Vaters findet seinen Niederschlag in einer Vielzahl von Vaterbildern. Unter diesen widmet die Verfasserin, neben dem „neuen“, d.h. „engagierten“, „gespaltenen“ oder „Verlierervater“, dem „traditionellen Vater“ ihr besonderes Interesse (vgl. 214–217). Eine solche Typologie ergänzend kann der Leser noch den „Übervater“ entdecken: der blickt der Verfasserin in der Gestalt Michel Foucaults beim Schreiben permanent über die Schulter. Das Bild des „traditionellen Vaters“, „Verkörperung von Gott, von den Besitzverhältnissen und Normensystemen der Gesellschaft [...], eine ambivalente Erscheinung: böse, [...] jähzornig, ungerecht, [...] vernichtend, streng [...] und kalt [...], weltgewandt, stark, erfolgreich, voller Potenz und Gewalt“ (215) wird, obwohl „seit Jahrtausenden tradiert“ (ebd.), auf dem Wege über die Handbücher „bis in die heutige Zeit [...] transportiert“. An gleicher Stelle behauptet die Verfasserin sogar, der „traditionelle Vater“ sei „eine Schöpfung oder sogar eine *Erfindung* des Handbuchdiskurses im 19. Jahrhundert“ (225). Anstatt hierzu eine historisch differenzierte Darstellung vorzulegen, flieht die Verfasserin dieses

Feindbild und schlägt sich an das rettende Ufer zeitgenössischer Vater-„Theorien“. Diese findet sie in der eher politischen „kritischen Männerforschung“ sowie der „deontologisierenden“ „feministischen Geschlechterdiskussion“ (220). „Fürsprecher des traditionellen Vaters“ macht sie dagegen in der „maskulistischen Bewegung“ aus, einer „relativ begrenzten Gruppe von Autoren“ (230).

Für Barbara Drincks ist dieser Gruppe sicherlich der Leiter des Kultur-Ressorts beim *Spiegel*, **Matthias Matussek**, zuzuordnen. Die Zeitschrift *Emma* erhob ihn im Januar 1998 zum „Pascha des Monats“. Der Verband Alleinerziehender Mütter und Väter stellte gegen ihn – erfolglos – Strafanzeige wegen seiner Streitschrift aus dem Jahre 1998, die nun in aktualisierter Neuauflage vorliegt. Das Buch enthält keine luftigen „Vatertheorien“, sondern anstößige Vaterempirie. Und diese wird vorgestellt als Folge der Institutionalisierung, d.h. der politischen, rechtlichen, administrativen und medialen Übernahme, ja Radikalisierung des feministischen Diskurses. In Matusseks Worten: „Mein Buch beklagt auch den allgemeinen Skandal, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der die feministischen Doktrinen vielleicht nicht mehr an der Oberfläche Schaum schlagen, dafür aber abgesackt sind in die Strukturen und viel wirkungsvoller dort sind, in einer ganz selbstverständlichen männerfeindlichen Alltagspraxis der Ämter, der Politik, der Medien“ (VII f.). Es beklagt das „himmelschreiende Unrecht“ (XV), das in dieser Gesellschaft Vätern und Kindern und damit der Familie angetan wird.

In griffiger Sprache und mit dem Pathos des „J'accuse!“ – bei ihm „Es reicht!“ (22-30) – polemisiert er gegen die vom Gesetzgeber so sicherlich nicht intendierten, aber dramatischen Folgen der Reform des Scheidungsrechts von 1977: den „problemfreien Ausstieg aus der Familie“ (70). Denn: „Frauen können bei der geringsten Frustration ungefährdet Ehen preisgeben, Familien zerstören, Männer als Sexualstraftäter diffamieren, ihnen die Kinder rauben und sie zu rechtlosen Arbeitsdrohnen machen. Und sie tun es, denn Gesetze und Ämter helfen ihnen dabei“ (24). Eine veritable „Scheidungs- und Helferindustrie“ habe sich etabliert, die mit ihren „Helferschwadronen“ den „Kult“ um die „sogenannte ‚Alleinerziehende‘“ betreiben, ihr „zur Seite springen wie einer Schwerverletzten [...], als stünde fortan jeder bindungsschwachen Bafög-Empfängerin, die ihren Freund nicht halten konnte oder wollte, eine Kriegerwitwenrente in Form von Unterhalt und staatlichen Vergünstigungen als eine lebenslange Selbstverständlichkeit zu“ (15).

Der besondere Zorn des Verfassers gilt den Jugendämtern, näherhin deren Mitarbeiterinnen: „Was die sozialpädagogischen Seminare in den siebziger Jahren an lila Brei und Brotbeutelrevolutionärinnen in Birkenstocksandalen ausgewürgt haben, verstopft nun die Planstellen der Sozial- und Jugendbehörden. Und die fühlen sich fast ausschließlich nur noch für das Wohl der Frauen zuständig“ (146).

Der Leser, mehr noch die Leserin könnte versucht sein, ob solcher Eruptionen das Buch beseitzulegen. Das wäre bequem, brächte ihn oder sie aber auch um die zahlreichen Belege für die vorgebrachten Thesen. Vor allem aber bliebe damit eine vielversprechende Chance ungenutzt: die Chance einer längst fälligen Auseinandersetzung mit dem Pastiche einer Schönwettersoziologie, wie sie Anthony Giddens, Gerhard Schulze oder Ulrich Beck vertreten. Anders als diese benennt Matussek die „Schattenseiten der Individualisierung“ (Wilhelm Heitmeyer) und beschreibt die Gesellschaft der alleinerziehenden – zumeist – Frauen als regredierend, „moralisch konkursreif und wirtschaftlich bankrott“ (69). Es mögen zwar, so Matussek, Richter, Anwälte, Psychologen, Sozialarbeiter und Journalisten (sie alle vornehmlich im femininum) die Scheidungs- und Helferindustrie in Gang halten und von ihr profitieren, auf der Strecke bleiben Kinder, Väter, Familien sowie – als Ersatz- und Zahlvater – der Sozialstaat. Dieses „Kampfbrevier“ (253ff.) ist nicht nur ein Schuß vor den Bug einer mit den Kategorien und Sprachmustern der „political correctness“ arbeitenden Familienwissenschaft, sondern auch vor den einer Familienpolitik, die glaubt, mit 1800 Euro Elterngeld das Elend der Kinderlosigkeit beheben zu können.

Vom Kampfbrevier zum Schmuselappen: **Felix Rohner-Dobler**, Religionslehrer, Spiel- und Gestaltpädagoge, scheint sich noch im Umkreis von Matussek zu bewegen, wenn er fordert: „Wir Väter benötigen hier dringend eine Neubewertung unseres Selbstverständnisses und unserer enormen Bedeutung für die Kinder“ (28). Doch seine Bewegung kommt auf feucht-warmen, selbstgestrickten Socken daher und geht in eine andere Richtung.

Sein Ausgangs- und Zielpunkt ist die von ihm erfundene Theorie und Praxis des „heiligen Feuers“, die er schon in voraufgegangenen Handreichungen und Impulsgaben – oder wie immer man solche Aufdringlichkeiten bezeichnen möchte – veröffentlichen durfte. „Jeder Mensch“, so seine bestürzende Erkenntnis, „wird mit einem ‚heiligen Feuer‘ – einem Genius, einer inneren

Kraft und Begabung – geboren. Genau genommen, brennt dieses innere Feuer[,] noch bevor wir geboren werden" (7). Der Vater ist der „Feuermeister“; seine Aufgabe ist es, „sowohl sein eigenes Feuer als auch das Feuer seiner Kinder wach zu halten" (10). Vom „heiligen Feuer" der Mutter ist nicht die Rede. Doch manchmal braucht es gar keinen „Feuermeister", denn: „In der Zeit der Pubertät brennt das heilige Feuer besonders stark. Der innere Wesenskern versucht einen erneuten Anlauf gegen Anpassung und Dressur, weshalb ich die Pubertät gerne als ‚Geschenk Gottes' bezeichne" (204). Viele Eltern sehen darin eher eine turbulente und nervende Naturerscheinung.

Damit nicht alles in Anpassung und Dressur ende, ermutigt und berät der Feuermeister Rohner-Dobler die verkannten Väter in zwei theoretischen und einem praktischen Teil. „Gedanken zur Erziehung" (14-53) und ein Traktat zum „Sinn der Rituale" (54-66) werden dargelegt, und dann folgt der „Wesenskern" des Buches, der dritte, praktische Teil „Rituale selbst erschaffen" (68-246). Die „theoretischen Teile" bieten ein Patchwork aus Zen-Buddhismus, Schamanismus, Montessori, „Narrosophie" (23) und Psychologie. Damit sich der Leser nicht überfordert fühlt, werden Übungen eingestreut, etwa der Art: „Legen Sie das Buch kurz weg und atmen Sie lächelnd, um bewusst Leib und Seele zu vereinen. – ‚Ich bin da!' – ‚Ich bin gegenwärtig!'" (32).

Überhaupt ist die betreuende Sorge um den Leser anrührend. Der Verfasser birgt den Leser hinein in die Schatzkammer seiner Bildung. Alle Monatsnamen werden etymologisch erklärt, wir lernen, daß „Fontanellen [...] wörtlich ‚kleine Quellen'" sind (48), und jetzt begreifen wir schlagartig, daß der Mensch „nach ‚oben' offen" (47) ist. Auch erschließt sich uns der Sinn von Heils- und Profangeschichte, wenn wir lesen: „Als das Christentum die Geburt Jesu durch das Bild des siegreichen Lichtes in die Angst der Germanen vor Spukgeistern der Raunächte hinein verkündet hatte, berührten sie [sic!] damit zutiefst die Seelen der Germanen" (174).

Der Blick auf die „selbst erschaffenen" Rituale („selbst-erschaffene" Rituale sind eine *contradictio in adjecto*) – „im Alltag, „im Wochenkreis", „im Monatskreis", „im Jahreskreis", „des Lebenskreises" und „zu besonderen Anlässen", etwa nach Inhaftierung des Kindes (233) oder nach einer Abtreibung (237) – bleibe der Langmut des Lesers überlassen. Der Rezensent folgt der Übung und legt das Buch weg, erleichtert und für immer.

Heinz Otto Luthe

Was heißt hier Anerkennung?

Beate Rössler: Arbeit, Anerkennung, Emanzipation. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 53 (2005), S. 389-413.

Familienarbeit soll anerkannt werden. Schön! In Sonntagsreden und Leitartikeln klingt das zunächst nach Gerechtigkeit und Gleichberechtigung; in solchen Argumentationen heißt Anerkennung einfach Bezahlung, und die Frauen sollen damit zufrieden sein. Beate Rössler zeigt, was hinter diesen Überlegungen steckt. Es bedarf keiner Diskussion, daß Familienarbeit Arbeit ist. Die Frage ist, ob diese Arbeit als Dienst an der Gesellschaft gesehen werden und die Gesellschaft diese Arbeit bezahlen sollte. Hätte sie dann den gleichen Wert wie Erwerbsarbeit? Häufig wird davon ausgegangen, daß die Bezahlung der häuslichen Familienarbeit ökonomische Ungerechtigkeiten ausgleiche und die Gesellschaft diese Art der Arbeit damit anerkenne. Doch so einfach ist das nicht.

Rössler argumentiert, die Familienarbeit entziehe sich der Ökonomisierung nach dem Modell der Erwerbsarbeit. Denn die Familienarbeit folge einer anderen Logik als die Erwerbsarbeit: es gibt weder einen Achtstundentag noch ein freies Wochenende, keine Fünftagewoche und kein Krankengeld. Familienarbeit ist „nicht wirklich operationalisierbar, *vertraglich fixierbar* [...] für diejenigen, um deren Familien es geht" (394).

Die Verfasserin lehnt zu recht Berechnungen ab, nach denen beispielsweise ein Kind unter drei Jahren einen durchschnittlichen elterlichen Zeitaufwand von acht Stunden am Tag fordert. Denn was heißt schon „durchschnittlicher elterlicher Zeitaufwand" bei einem Säugling? Was den Vergleich mit der Erwerbsarbeit zusätzlich erschwert, ist eine besondere Eigenart der Familienarbeit: Kinder sind auch „eine unendliche Quelle von Vergnügen und narzisstischer Befriedigung" (395) – ein Aspekt, der in der Rede von Familienarbeit bisweilen verlorengelht. Diese Mischung aus Liebe und Mühe, aus Arbeit und Interaktion sei unzureichend beschrieben, wenn man allein die Alternative „aus Liebe" oder „aus Geld" zulasse.

Daß die oft sehr harte Familienarbeit gesellschaftlich notwendig ist, steht für Beate Rössler außer Frage, und es sei auch klar, daß viele Frauen diese Arbeit in finanziell schwierigen oder abhängigen Situationen verrichten müssen und eine Bezahlung einen Beitrag zu ihrer ökonomischen Unabhängigkeit leisten könnte – aber es sei sehr fraglich, „ob die finanzielle Anerkennung von

acht Stunden Erziehungsarbeit an dieser Problematik grundlegend etwas ändern kann" (396). Familienarbeit fällt auch dann an, wenn die Eltern den beruflichen Arbeitstag hinter sich haben. Wer übernimmt die zweite Schicht zu Hause? Ist das – nachdem die Familienarbeiterin ihren Achtsturentag ebenso hinter sich hat wie der aushäusig Tätige – dann doch wieder Privatsache, Hobby? An dieser Stelle zeige sich, daß das Modell der finanziellen Anerkennung an dieser sozialen Ungerechtigkeit nichts ändern könne. Nicht weil die Familienarbeit unbezahlt ist, fehle es ihr an Anerkennung, sondern weil es Frauen sind, die diese Arbeit verrichten; „solange also nicht auch Männer sich an dieser Arbeit beteiligen, wird sich an der gesellschaftlichen Anerkennung nichts ändern" (397). Im Gegenteil: eine Bezahlung häuslicher Familienarbeit würde „eher zur Festschreibung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung" führen (399). Denn wieso sollte der berufstätige Mann die zweite Schicht bei den Kindern, am Herd und an der Waschmaschine übernehmen, wenn die Mutter seiner Kinder bezahlte Familienarbeiterin ist? Die angemessene Form von Anerkennung der Familienarbeit ist nicht dadurch erreichbar, daß die ökonomische Rationalität auf familiäre Interaktionen übertragen wird, „sondern durch die Überwindung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und (damit) durch die Ermöglichung einer Erwerbsarbeit für Frauen" (405). Die Verfasserin verteidigt eine soziale Anerkennung von Familienarbeit, eine Anerkennung, die anders aussähe: geringere Erwerbsarbeitszeit besonders für Leute, die ihre Kinder betreuen, hochwertigen Betreuungsangebote, gut bezahlte Erzieherinnen, selbstverständliche gleiche Verteilung von Familienarbeit zwischen Männern und Frauen. Dieses Modell „sieht gerade keine Bezahlung von familiärer Arbeit vor", doch auch hier sind ökonomische Gerechtigkeit, finanzielle Sicherheit und Unabhängigkeit von Frauen und Kindern zentrale normative Prinzipien (406). Nicht die Familienarbeit garantiere finanzielle Unabhängigkeit, sondern die Erwerbsarbeit. Das von Rössler vorgeschlagene Modell setzt voraus, daß „die Familienarbeit andere Interessen und Bedürfnisse befriedigt als die Erwerbsarbeit" (407), aber beides könne zu einem gelungenen Leben gehören. Emanzipation bedeute auch „die Überwindung solcher struktureller Verzerrungen oder repressiver Strukturen, die verhindern, dass unterschiedliche Elemente des guten Lebens als solche wahrgenommen werden können, dass

unterschiedliche Bedürfnisse, ein gelungenes Leben zu leben, ermöglicht, befriedigt werden können" (410). Wer begriffliche Anstrengungen und dichte Texte nicht scheut, findet hier eine anregende Argumentation, die auch nachvollziehbar ist, wenn man die grundlegenden anerkenntnistheoretischen Texte nicht kennt. Mit dem Begriff des gelungenen Lebens kommt hier eine Dimension ins Spiel, die in der Diskussionen zur Familienarbeit häufig zu kurz kommt. Beate Rösslers Text ist auch eine Warnung von gar zu einfachen Lösungen. Gut zu wissen, wovon man spricht, wenn man von Anerkennung und von Familien- oder Erziehungsgehalt spricht.

Stefanie Haas

Die Wiedergeburt der Familie aus dem Geist der Migrationsforschung

Urs Fuhrer, Haci-Halil Uslucan (Hrsg.): Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur. Kohlhammer. Stuttgart 2005. 244 Seiten. 28 Euro.

Der vorliegende Band, vom Lehrstuhl für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie der Universität Magdeburg herausgegeben, stellt zwölf mehrheitlich von Psychologen verfaßte Beiträge zu einem Reizthema vor. Das Thema „Migration" mobilisiert und polarisiert seit geraumer Zeit die politische wie mediale Öffentlichkeit im „unfreiwilligen Einwanderungsland" Deutschland. Heftige Kontroversen, bei denen sich die Beteiligten wechselseitig Zuständigkeit und wissenschaftliche Kompetenz absprechen und bisweilen unter die Gürtellinie schlagen, gehören zum Normal-„Diskurs". Der Lärm um den Schlagabtausch zwischen Yasemin Karakasoglu und ihren 59 MitunterzeichnerInnen eines „Weckrufs" (in der *Zeit* vom 2. Februar 2006), allesamt übrigens sogenannte oder selbsternannte MigrationsforscherInnen, mit Alice Schwarzer (in der *F.A.Z.* vom 11. Februar, dort auch am 23. Februar die Replik von Yasemin Karakasoglu) gegen die bzw. auf seiten der Soziologin Necla Kelek (*Die fremde Braut. Ein Bericht aus dem Inneren des türkischen Lebens in Deutschland. Köln 2005*) ist noch nicht verhallt. Die Stimmung ist gereizt. Nun könnte man die Auffassung vertreten, man solle derartige Polemiken auf sich beruhen lassen, weil sie der Sache – dem Leben von immerhin 7,3 Millionen Ausländern in der Bundesrepublik (d.h. etwa 8,9% der Bevölkerung sowie rund 30% der schulpflichtigen Kin-

der) – nicht dienen. Wir werden weiter unten sehen, daß eine solche Polemik sehr wohl der Sache dienen kann, z.B. als Fragenhorizont gegenüber den insgesamt sehr betulichen Ausführungen im vorliegenden Band. Zwei inhaltliche Momente machen den Vorzug dieses Buches aus: Zum einen wird die Untersuchung von Migrationsprozessen nicht auf Einzelpersonen beschränkt, sondern in deren familialen Zusammenhang, als „Familienprojekt“ (7) also, angegangen. Dabei ist der Blick stets auf mehrere Generationen gerichtet; d.h. Migration und damit verbunden Akkulturation und Erziehung werden als intergenerationale Prozesse erschlossen. Zum anderen treten in dieser Perspektive die gewaltigen, gemeinhin jedoch übersehenen Leistungen der Familie, näherhin der mehrgenerationalen Familie bei der Bewältigung von Herausforderungen, von Unsicherheiten, Unfähigkeiten und Spannungen, klar zutage, die sich durch Immigration für Individuen wie für Gesellschaften stellen.

Ausgerechnet die Familie, zumal als intergeneracionales Gefüge immer wieder totgesagt oder als vormodernes Relikt abgetan, erscheint hier als der Leistungsträger, auf den westliche Gesellschaften bei der Lösung eines ihrer zentralen Probleme, den mit der Globalisierung verbundenen Migrationsströmen, nicht verzichten können. Nach allem läßt sich dieses Buch als ein Repetitorium funktionalistischer Familienwissenschaft lesen. Damit ist es sicherlich für Studierende ein jenseits pedantischer Systematisierung anregendes Lehrbuch.

Dieser Befund bedeutet viel und wenig zugleich: viel in bezug auf die Vulgata modisch-forscher Familienkritik in Wissenschaft und Medien, wenig in bezug auf den Umstand, daß von insgesamt zwölf Beiträgen lediglich vier eigene empirische Daten bieten, die nicht oder nicht ausschließlich bereits bekannten Veröffentlichungen, etwa dem 6. Familienbericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2000 (Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen, Belastungen, Herausforderungen), entnommen sind. Die Mehrzahl der Arbeiten besteht aus Literatur- und Forschungsberichten, bietet konzeptionelle Analysen, etwa zur „interkulturellen Kompetenz“ (z.B. 188, 189), oder Phasenschemata zum Akkulturationsprozeß (z.B. 62, 63, 190, 191), dies freilich als Recycling vorhandener Literatur.

Damit wird, wie angedeutet, ein insgesamt problembereinigtes Bild familialer Leistungen im Migrations- bzw. Akkulturationsprozeß gezeichnet, das doch eine gewichtige Frage offenläßt. Hierzu ein Beispiel: Wenn „sich Mädchen mit Migrationshintergrund in der Ado-

lesenzphase nicht oder seltener als Mädchen der Mehrheitsgesellschaft aus ihrem familialen Kontext lösen“, dann führen Ursula Boos-Nünning und Yasemin Karakasoglu dies im Einklang mit „der neueren wissenschaftlichen Diskussion nicht mehr einseitig auf die autoritäre Kontrolle der Eltern“ zurück, sondern betrachten es „als eine von einem Teil dieser Mädchen und jungen Frauen selbst gewählte Lebensform“ (146). Inwieweit neigen solche VertreterInnen der „neueren wissenschaftlichen Diskussion“ dazu, mit Exklusivitäts- und Autoritätsanspruch ein harmonisierendes Modell der Anbiederung an die Migrantenkultur als Maßstab gelungener Integration in Expertenkommissionen und Öffentlichkeit zu vertreten und dabei die Augen gegenüber der schwerwiegenden, konfliktreichen Wirklichkeit gescheiterter Integration zu schließen?

Heinz Otto Luthe

Die Toten gehören zur Familie

Gerhard Schmied: Der Friedhof als Aspekt der Familienkultur. In: Sociologia Internationalis. Internationale Zeitschrift für Soziologie, Kommunikations- und Kulturforschung 42 (2004), S. 221-242.

Es sei „wirklich 'n Dreh- und Angelpunkt für die Familie“ (239), sagt eine Frau über das Grab ihres Mannes. Nach Ansicht des Soziologen Gerhard Schmied müsse der Friedhof „in erster Linie aus dem familialen Zusammenhang verstanden werden“ (224). Auf vier Friedhöfen wurden 43 Besucher befragt, die sich um Gräber (meist von Angehörigen) kümmerten; Ausschnitte der Interviews sind wiedergegeben.

Viele Besucher treten auf dem Friedhof mit den Toten in Verbindung, eine Art der Verbindung sei die Grabpflege. Mehr als Dreiviertel der Befragten sagten, sie sprächen mit den Toten, knapp die Hälfte tut dies oft oder regelmäßig. „Ich sag immer wieder einmal: ‚na, ihr Mädels‘, gell, (lachend, aber mit Tränen in den Augen) weil's ja die Frau und die Tochter ist“ (229). Der Friedhof könne ein Ort der Tröstung und der Hilfe sein.

Ein wichtiger Aspekt in Schmieds Ausführungen sind anonyme Bestattungen. Die Angehörigen von anonym Begrabenen haben keine Möglichkeit zu erfahren, wo genau der Verstorbene begraben liegt; das ist für viele eine leidvolle Erfahrung. Wer sich für eine anonyme Bestattung entscheidet, kann dies auch tun, um seinen wenigen, möglicherweise weit entfernt wohnenden Angehörigen die Grabpflege zu ersparen.

Der Verfasser gibt zu bedenken, daß er die anonyme Bestattung aus westdeutscher Perspektive darstellt – in den Neuen Bundesländern zeigt sich ein ganz anderes Bild. Der Anteil der anonym Bestatteten liege in Plauen oder Chemnitz bei rund 70%, in Westdeutschland sind Kiel und Flensburg mit gut 30% führend. Das hat neben religiösen auch geschichtliche Gründe: In „Urnen-gemeinschaftsanlagen“ sollten die DDR-Bürger ihre letzte Ruhe finden, „damit war dem Gleichheits- wie dem Kollektivdenken genüge getan“ (235). Zudem war ein gefährliches Gebilde entmachtet: „Die Familie, die im Sozialismus stets auch mit Misstrauen betrachtet wurde, weil sie einen politikfernen Raum darstellt, sollte damit etwas von ihrem Stellenwert verlieren“ (235). Die Anonymbestattung könne „eine gesellschaftliche Wendemarke signalisieren“ (239), schreibt Schmied. „Wir haben neben der Intensität familialen Zusammenlebens auch einen Trend zur Singularisierung, der sich bin in den Friedhof hinein dokumentiert“ (240). Daß die Befragten, die sich hingebungsvoll der Grabpflege widmeten, der Anonymbestattung gegenüber skeptisch sind, ist naheliegend.

Es ist nicht völlig überraschend, daß es auch dann Familienbeziehungen gibt, wenn ein Beteiligter schon auf dem Friedhof liegt. Auch kleinere Studien wie diese vermögen zu demonstrieren, wie stark Familienbande sein können und wie vielfältig sich die Wandlungen der Familie auswirken.

Stefanie Haas

Wie Kinder leben

Christian Alt (Hrsg.): Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1: Aufwachsen in Familie. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2005. 304 Seiten. 26,90 Euro.

Die Perspektive wechseln, das will das repräsentativ angelegte Kinderpanel des Deutschen Jugendinstituts: anstatt allein die Eltern zur Lebenssituation ihrer Kinder zu befragen, sollten die Kinder selbst darüber Auskunft geben, was ihr Leben in der Familie ausmacht. Interviewt wurden Mütter und einige Väter von über 2000 Kindern (5 bis 6 Jahre und 8 bis 9 Jahre alt), sowie – in der älteren Kohorte – die Kinder selbst. Die Studie verbindet die soziologische mit der psychologischen Perspektive, indem eine Beschreibung des kindlichen Lebens in der Familie ergänzt wird durch die Untersuchung der Frage, welche bedeutsamen Risiken und

Chancen diese Lebensbedingungen für die psychosoziale Entwicklung bergen. Die Ergebnisse der Studie sind von zwölf Wissenschaftlern in übersichtlichen und gut lesbaren Kapiteln dargestellt.

Ein großes Familiennetz, gute familiäre Beziehungen und regelmäßige gemeinsame Aktivitäten stellen Ressourcen für die kindliche Entwicklung dar. Dies betont Claudia Vorheyer im ersten Kapitel. Aber wer gehört eigentlich zur Familie und wie viel Zeit verbringen die Familienmitglieder miteinander und mit welchen Tätigkeiten? Hier beginnt eine Reihe interessanter Unterschiede in der Wahrnehmung von Eltern und Kindern und in Abhängigkeit verschiedener Variablen: Mütter empfinden durchschnittlich 10,9 Personen als zur Familie zugehörig, gefolgt von den Töchtern mit 9,5 und den Söhnen und Vätern mit 8,3 Personen. Größer empfinden die Familie solche Kinder, die ein positives Selbstbild haben, deren Eltern verheiratet sind und die keinen Migrationshintergrund aufweisen. Objektive Daten und subjektives Empfinden werden hier – wie im gesamten Band – zueinander in Beziehung gesetzt. Am Ende kennt man sowohl die dahinterstehenden theoretischen Überlegungen als auch den bisherigen Forschungsstand und die Zusammenhänge, die zwischen den untersuchten Variablen bestehen.

Die Bedeutung von Geschwistern, der Wohnumwelt, der elterlichen Arbeitssituation oder der Bildung der Eltern für die Entwicklung des Kindes sind weitere Inhalte des Bandes. Manche der Ergebnisse überraschen. So sind die Unterschiede zwischen Einzelkindern und Geschwisterkindern nur sehr gering: Einzelkinder sind lieber mit der Familie zusammen und erleben dort weniger Konflikte, sie haben jedoch ebenso viele Freunde wie Geschwisterkinder und sind ebenso zufrieden damit. Und dies, obschon gerade Geschwisterkindern zugeschrieben wird, daß sie „aufgrund des täglichen Umgangs mit Brüdern und Schwestern mehr Feingefühl entwickeln als Einzelkinder und deshalb Vorteile im Umgang mit Peers hätten“ (95).

Insgesamt ist der Sammelband beachtenswert. Warum? Weil die Ergebnisse ein sehr genaues Bild von dem vermitteln, was Kinder und Eltern in der Familie erleben. Das ist nicht nur für den Wissenschaftler aufschlußreich, sondern auch für alle, die praktisch mit Kindern arbeiten. Spannend wird es sicher, wenn durch die Daten der noch folgenden Erhebungswellen Schlüsse gezogen werden können, die sich jetzt noch verbieten.

Barbara Keller

Politik(wissenschaft), Wirtschaftswissenschaft

Im Interesse der Kinder

Marianne Dierks: Mehr Zeit und Geld für Kinder?! Impulse für eine gesellschaftspolitische Debatte zum sozialpolitischen Umbau der Bundesrepublik. In: Der Pädagogische Blick. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Berufen 13 (2005), S. 160-167.

Marianne Dierks hat eine Dissertation vorgelegt, in der die Bedingungen für Kindererziehung und Familienarbeit bei gut qualifizierten erwerbstätigen Müttern untersucht werden. Es ist keine repräsentative, sondern eine explorative Studie, der 16 narrative Einzelinterviews zugrunde lagen. Hier soll nicht die Dissertation vorgestellt werden, vielmehr der Zeitschriftenaufsatz, in dem die Autorin ihre wesentlichen Ergebnisse interpretierend vorstellt.

An den Anfang stellt die Autorin die klare Absage an das „Drei-Phasen-Modell“ der Ehe, die durch langjährige Unterbrechung der weiblichen Erwerbstätigkeit gekennzeichnet ist. Für hochqualifizierte Frauen sei dies keine attraktive Option. Doch das Ehegatten-Splitting im Steuerrecht und erst recht das Konzept Erziehungsgehalt seien auf dieses Modell zugeschnitten. Darüber kann man streiten; und dies wird um so nötiger, als Frau Dierks einräumt, dieses Modell sei das einzige Arrangement, das mehr als zwei Kinder in einer Ehe zulasse. Demographen belehren uns heute darüber, daß uns, etwa auch im Vergleich mit Frankreich, eben die Familien mit mehr als zwei Kindern fehlen.

Die zweite These der Autorin lautet, die vielbeschworene innerfamiliäre Arbeitsteilung in der partnerschaftlichen Ehe sei nicht verwirklicht. Im Alltag herrsche die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau; moralische Appelle genügen nicht, es müßten politische Entscheidungen getroffen werden.

Die heute vielgebrauchte Formel von der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit, so die Autorin weiter, suggeriere eine Balance, die nicht gegeben sei. Es fehlten nämlich institutionell gesicherte Vereinbarkeitsformen, die geschlechtsneutral wirkten und die Zeitbedürfnisse von Kindern berücksichtigten. Andernfalls schrumpfe die Familienarbeit immer zu einer „Restgröße“. Die Strukturen unserer Erwerbsarbeit seien rücksichtslos gegenüber den Erfordernissen häuslicher Ar-

beit. Die Zeitstrukturen schon des kindlichen Alltags seien von der Arbeitswelt her strukturiert.

Angesichts dieser wohl zutreffend geschilderten Zustände fordert die Autorin rechtlich gesicherte Freiräume für die Familie, und zwar sowohl durch einzelbetriebliche Arrangements wie auch durch gesetzliche, vor allem arbeitsrechtliche Regelungen, dazu Möglichkeiten der öffentlichen Betreuung von Kindern zwischen 0 und 15 Jahren. Zugleich räumt sie jedoch ein, letzteres sei als umfassende Regelung ebenso eindimensional wie die Forderung nach unbedingter Versorgung der Kinder durch die Mutter. Sie beruft sich dabei auch auf den Befund ihrer Untersuchung, hochqualifizierte Frauen bildeten keine homogene Gruppe. Ihre Vorstellungen von der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit seien unterschiedlich.

Der Beitrag mündet in zwei konkretere Forderungen: erstens nach Lohnersatzleistungen während der Familienarbeit, zweitens nach geschützter Teilzeitarbeit. In den Erwerbsverlauf müßte eine Phase eingeschränkter beruflicher Verfügbarkeit integriert sein, sozial- und arbeitsrechtlich abgesichert.

Das ist nun so neu auch wieder nicht. Man könnte meinen, die Dissertation von Frau Dierks sei von unseren Familienministerinnen Schmidt und von der Leyen bestellt. Aber die stringente, wissenschaftlich abgesicherte, zugleich politisch engagierte Art der Argumentation von der Verfasserin beeindruckt; besonders, weil hier nicht von den Interessen der „Wirtschaft“ her argumentiert wird, sondern im Interesse der Kinder. Kindererziehung braucht Zeit, die ihr heute von der Arbeitswelt nicht genügend zugestanden werde, das ist der Gedanke, der die gesamte Argumentation der Autorin trägt.

Bernhard Sutor

Monetäre Transfers versus verbesserte Kinderbetreuung

Andrea Lengerer: Zur Akzeptanz von Familienpolitik. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 29 (2004), Heft 3-4, S. 387-420.

Mit dem Amtsantritt der neuen Bundesfamilienministerin ist die Familienpolitik zu einem zentralen Thema der Bundespolitik avanciert. Zusätzliche Unterstützung erfährt diese Aufwertung der Familienpolitik durch die in den vergangenen Jahrzehnten dramatisch gesunkene Geburtenrate pro Frau und durch weitere Untersuchungsergebnisse über das Gebärverhalten der weibli-

chen Geburtsjahrgänge nach 1960, die den natürlichen Bevölkerungsschwund sowie die Alterung der Bevölkerung noch stärker ausfallen lassen als bislang unterstellt. Obwohl auf Grund der nationalsozialistischen Vergangenheit Bevölkerungspolitik in Deutschland lange verpönt war, wird in jüngster Zeit die Familienpolitik zunehmend als für demographische Zwecke einsetzbar angesehen (vgl. z.B. Joachim Genosko: Zur ökonomischen Fundierung der Familienpolitik. In: Bernhard Jans, André Habisch, Erich Stutzer Hrsg.: Familienwissenschaftliche und familienpolitische Signale. 2000). Mit Hilfe einer geeigneten Familienpolitik sollen demnach die Geburtenzahlen erhöht werden.

„Vor diesem Hintergrund erscheint es angebracht, den Blick auf die Akzeptanz von Familienpolitik zu richten“ (388). Andrea Lengerer basiert ihre Akzeptanz-Untersuchung auf die deutsche Population Policy Acceptance Study (PPAS). Es geht ihr dabei zunächst in der Tat darum, in welchem Ruf die Familienpolitik als solche bei der Bevölkerung steht, wobei sie ihr Augenmerk vor allem auch auf die unterschiedlichen Einschätzungen in Ost- und Westdeutschland richtet. Ihr Forschungsinteresse geht aber deutlich weiter. Sie interessiert sich über die deskriptive Ebene hinausgehend zudem für die Determinanten der Akzeptanz von Familienpolitik. In diesem Kontext spielt insbesondere die Bedeutung von Interessen- versus Wertorientierung für die individuelle Zustimmung zu familienpolitischen Maßnahmen eine Rolle. Schließlich geht Lengerer der Frage nach, ob auf der Grundlage der ermittelten Einschätzungen tatsächlich erwartet werden kann, daß Familienpolitik zu einer Steigerung der Geburtenzahl beiträgt und damit die „demographischen Verhältnisse“ in Deutschland wieder „normalisiert“.

Die jüngste familienpolitische Diskussion dreht sich u.a. darum, ob die Förderung der Familie vornehmlich über monetäre Transfers oder in erster Linie über verbesserte Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, wie z.B. bessere Kinderbetreuungsmöglichkeiten, erfolgen soll. Aus wirtschaftstheoretischer Sicht sind die monetären Transfers vorzuziehen, weil sie die Konsumentensouveränität nicht beeinträchtigen, d.h. ceteris paribus effizienter sind. Aus wirtschaftspolitischer Sicht hingegen scheint vieles für die verbesserte Kinderbetreuungsmöglichkeiten zu sprechen, da sie zielgenauer wirken.

Die Diskussion um die familienpolitischen Maßnahmen ist jedoch nicht nur eine Diskussion um Effizienz und Effektivität, sondern dahinter verbergen sich unter-

schiedliche Vorstellungen über Ehe und Familie sowie deren Förderprioritäten. Monetäre Transfers behandeln die traditionelle „Einverdienerfamilie“ als ein gleichberechtigtes Lebensmuster, während bessere Betreuungsmöglichkeiten tendenziell mehr der „Doppelverdienerfamilie“ zugute kommen.

Die von Lengerer vorgestellte deskriptive Statistik zeigt allgemein eine hohe Zustimmung zur und folglich hohe Erwartungen an die Familienpolitik. Besonders befürwortet werden mehr und bessere Teilzeitarbeitsmöglichkeiten für Eltern mit Kindern, flexiblere Arbeitszeiten für Eltern sowie bessere Möglichkeiten für die Ganztagsbetreuung von Vorschulkindern. Am Ende der Skala, aber auch noch mit 70% und mehr Zustimmung, rangieren Zuschüsse bei der Geburt eines Kindes, ein beträchtlicher Anstieg des Kindergeldes sowie eine starke Verringerung der Ausbildungskosten für Kinder. Die Erwartungen der Ostdeutschen an die Familienpolitik sind deutlich höher als die der Westdeutschen. Relativ hohe Bewertungsunterschiede ergeben sich bei den öffentlichen Angeboten zur Kinderbetreuung und bei den finanziellen Unterstützungsleistungen. Die Ostdeutschen bevorzugen diese familienpolitischen Kategorien um 15 bis 20 Prozentpunkte mehr als die Ostdeutschen.

Des weiteren verdeutlicht die PPAS, daß die Bewertung einzelner familienpolitischer Maßnahmen hoch ausfällt und die Maßnahmen zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf stärker befürwortet werden als der Ausbau der monetären Transfers. Führt man jedoch eine notwendige Prioritätensetzung durch, d.h. fragt man danach, welche Maßnahmen erstrangig verwirklicht werden sollen, dann wird der Ausbau monetärer Transfers bevorzugt. Eine Betrachtung der Bewertungen im Zeitablauf zwischen 1992 und 2003 macht deutlich, daß sich die Muster der Prioritätensetzung zwischen Ost- und Westdeutschland nicht wesentlich verändert haben. Nach wie vor setzen Ostdeutsche bei der Familienpolitik vor allem auf finanzielle Unterstützungsleistungen und auf den Ausbau der Kindertagesbetreuung, während die Westdeutschen stärker an verbesserten Rahmenbedingungen zur sequentiellen Vereinbarkeit von Familie und Beruf interessiert sind. Lengerer führt die Ergebnisse der deskriptiven Statistik auf die Sozialisationsunterschiede zwischen West- und Ostdeutschen zurück. Wie erwähnt, gilt ihr weitergehendes Interesse den Bestimmungsgrößen individueller Bewertungen und der Frage, ob sich interindividuelle Unterschiede in den Bestimmungsgrößen identifizieren

lassen. Auf einer bivariaten Ebene wird von Lengerer dazu nach Unterschieden zwischen sozialen Gruppen bei der Bewertung familienpolitischer Maßnahmen gesucht. Die einzelnen Maßnahmen werden dann mittels einer Faktorenanalyse auf wenige Dimensionen reduziert, die dann als abhängige Variable in eine multivariate Analyse (Regressionsanalyse) eingefügt werden. Wie ebenfalls erwähnt, interessieren hier in Sonderheit die Einflüsse der Wert- und der Interessenorientierung. Wertorientierungen können individuell wie kulturell ausgeformt sein. Unterschiedliche Sozialisierungen und Gruppenzugehörigkeiten sind hierbei ebenso bedeutsam wie Geschlecht, Alter, Erwerbsstatus, Religiosität und u.ä. Außerdem dürfte es für die Einstellungen zur Familienpolitik bedeutsam sein, um welche Formen familienpolitischer Intervention es sich handelt.

Die Interessenorientierung beruht auf den Kosten-Nutzen-Überlegungen des rational-choice-Ansatzes. Daraus läßt sich die Erwartung ableiten, daß diejenigen familienpolitische Maßnahmen unterstützen, die daraus einen Nutzen ziehen, während diejenigen, die keine Leistungen erhalten, die familienpolitischen Maßnahmen jedoch finanzieren müssen, ihnen weniger positiv gegenüberstehen.

Lengerer kommt zu Ergebnis, daß sowohl wert- als auch interessengeleitete Determinanten die Einschätzungen familienpolitischer Maßnahmen bestimmen. Bei der Wertorientierung determinieren allerdings weniger allgemeine als vielmehr spezifische, auf die Familie bezogene Werte. Die positiveren Akzeptanzurteile von Eltern und denen, die es noch werden wollen, über finanzielle Unterstützungsleistungen für die Familie beruhen also nicht nur auf deren Eigeninteresse als (potentielle) Leistungsempfänger, sondern auch darauf, daß sie Familie und Kindern einen höheren ideellen Wert zubilligen.

Die Urteile über staatliche Kinderbetreuungsangebote werden besonders stark vom Geschlecht und von der Differenzierung nach Ost- und Westdeutschland bestimmt. Ebenfalls von Bedeutung ist die Familienorientierung. Interessant ist, daß eine ausgeprägte Religiosität mit einer geringen Zustimmung zu Maßnahmen, die auf die parallele Vereinbarkeit von Elternschaften und Beruf gerichtet sind, einhergeht.

Insgesamt läßt sich festhalten: Je höher der individuelle Nutzen ist und je mehr Wert auf Familie und Kinder gelegt wird, desto positiver fällt die Bewertung familienpolitischer Maßnahmen aus. Diese Zusammenhänge finden sich in West- und in Ostdeutschland, aber das

Niveau der Akzeptanz ist in den neuen Bundesländern sehr viel höher.

Abschließend wendet sich Andrea Lengerer nach der Frage zu, in wie weit Familienpolitik als Bevölkerungspolitik einsetzbar ist. Ähnlich wie bei der Makro-Analyse von Genosko (2000) fällt ihr Urteil eher verhalten aus: Familienpolitische Maßnahmen beeinflussen allenfalls das Timing der Familienplanung, nicht jedoch die Entscheidung über die Kinderzahl. Vielmehr läßt sich vermuten, daß Eltern mit Unterstützung der Familienpolitik die „Qualität“ ihrer Kinder verbessern wollen.

Der Beitrag von Andrea Lengerer liefert eine Reihe von interessanten Einsichten in die Beurteilung von Familienpolitik. Insbesondere macht er deutlich, daß die Akzeptanz familienpolitischer Maßnahmen sich sehr viel facettenreicher gestaltet als in der vereinfachten und oft zu vereinfachenden Diskussion in der politischen Arena unterstellt wird. So ist nach der Lektüre des Aufsatzes keinesfalls eindeutig, daß allein eine verbesserte Kinderbetreuung die Geburtenzahl erhöht, wie es die Bundespolitik, abgeleitet aus kruden makrostatistischen Korrelationen, glauben machen will. Lengerer weist nach, daß die Akzeptanz von Familienpolitik und deren Wirkungsweise eine Art Puzzle aus ganz verschiedenen Einflüssen darstellt und daß es deshalb weder für die Akzeptanz noch für die Effekte der Familienpolitik einfache Erklärungsansätze gibt. Daher ist besonders Politikern die Lektüre dieses Aufsatzes von Lengerer zu empfehlen, auch wenn sich der wissenschaftlich interessierte Leser eine explizitere Darstellung ihrer methodischen Vorgehensweise und ihrer Schätzmodelle wünschen würde.

Joachim Genosko

Familienpolitik nicht als Luxus

Heike Lipinski: Familienfreundliche Kommune: Luxus oder Notwendigkeit in finanziell schwierigen Zeiten? In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 1/2005, S. 15-19.

Ob auf Bundes-, Landes- oder Kommunalebene, Familienpolitik ist bis heute vorrangig eine Politik nach Kasenslage. So hört man in finanziell angespannten Zeiten meist, daß für familienfreundliche Maßnahmen keine oder nicht genügend Ressourcen vorhanden seien. So kann man jedoch nur argumentieren, wenn man bei der Kalkulation familienfreundlicher Maßnahmen nur die Seite der Kosten im Blick hat, die Nutzenseite jedoch

vernachlässigt oder ihr keine Bedeutung beimißt – wenn man, kurz gesagt, Familienpolitik als Luxus und nicht als Investition ansieht.

Heike Lipinski nimmt sich in ihrem kurzen Artikel dieser Problematik insbesondere auf kommunaler Ebene an. Dazu gibt sie anhand einiger ganz konkreter Rechen- und Projektbeispiele einen breiten Überblick über die möglichen Vorteile familienfreundlicher Maßnahmen für Kommunen.

Erfreulich für den interessierten Leser ist die Möglichkeit, in so komprimierter Form einen Einblick in das Nutzen-Spektrum familienfreundlicher Maßnahmen zu erhalten und damit auch als Praktiker in diesem Berufsfeld Argumente für eine kommunale Förderung von Familienfreundlichkeit an die Hand zu bekommen. Dies sollte jedoch nicht über die etwas optimistische Sichtweise der Autorin bezüglich der Durchschlags- und Argumentationskraft dieser Vorteile hinwegtäuschen, die es sicher in Zeiten knapper kommunaler Kassen zu relativieren gilt.

Nikola Jentzsch

Wider die Nachwuchsschwäche: Investition Kindererziehung

Franz-Xaver Kaufmann: Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen. Suhrkamp. Frankfurt am Main 2005. 270 Seiten. 10 Euro.

Ein Altmeister der deutschen Familienwissenschaften meldet sich hier mit einem gewichtigen Beitrag noch einmal zu Wort. Das Buch ist ein Augenöffner; nicht so sehr durch seine Vorschläge für die nach wie vor ungelösten familienpolitischen Aufgaben, sondern weil es deren Dringlichkeit unter dem Aspekt der demographischen Entwicklung neu beleuchtet. Unter diesem Gesichtspunkt formuliert Kaufmann in der Einleitung gleichsam als Leitmotiv seiner Darstellung: Unser Problem in Deutschland ist nicht, „dass es zu viele alte Menschen gibt, sondern dass es zu wenig junge Menschen gibt“ (9). Von daher begründet er im Einleitungskapitel die zentralen Erfordernisse einer Umorientierung, die er noch für möglich hält, wenn wir sie denn wollen: „Umorientierung auf lebenslanges Lernen und längere Lebensarbeitszeiten bzw. auf nutzbringende ehrenamtliche Tätigkeiten, auf eine Stärkung der Lebensbedingungen und die Anerkennung der Bedürfnisse von Familien und Kindern sowie eine Reform des

Bildungswesens und die Berücksichtigung des investiven Charakters der Kindererziehung“ (17).

Die weiteren sechs Kapitel der Schrift gliedern sich in zwei Teile: Die Kapitel 2 bis 4 stellen die demographische Entwicklung und ihre mutmaßlichen wirtschaftlichen und sozialen Folgen dar; die Kapitel 5 bis 7 untersuchen – näher an den endlich auch in der Politik diskutierten Fragen – Ursachen unserer Nachwuchsschwäche und Möglichkeiten, ihr politisch entgegenzuwirken. Die Adressaten der Untersuchung sind alle, die in der wissenschaftlichen und in der politischen Öffentlichkeit Verantwortung tragen. Kaufmann verbindet deshalb fundierte fachwissenschaftliche Analysen mit der Erörterung politischer Lösungsvorschläge, ohne die Grenzen zwischen wissenschaftlicher Erklärung und politischen Empfehlungen zu verwischen.

Für uns stehen die fachlich-analytischen Kapitel 2 bis 4 nicht im Vordergrund des Interesses. Sie bieten aber die Grundlage für das Weitere, und sie sind auch für den soziologischen Laien nachvollziehbar. Angesichts der kontroversen Diskussion demographischer Zusammenhänge bieten sie hilfreiche Orientierungen. So muß vor allem die Schlüsselfunktion des Begriffs „Humanvermögen“ hervorgehoben werden, weil Kaufmann mit ihm den Zusammenhang von demographischem Wandel und Sozialstaat markiert. Die Reproduktion des Humanvermögens zu sichern, ist eine zentrale Aufgabe des Sozialstaats. Kaufmann macht in der Analyse dieses Zusammenhangs deutlich, daß die Ökonomie mit ihrem engeren Konzept der Produktionsfaktoren diesen Zusammenhang nicht in den Blick bekommt.

Bildung von Humanvermögen muß ebenso als Investition begriffen werden wie die von Sachkapital. Die seit über 30 Jahren sich fortgesetzt vergrößernde Lücke – auch in Geldwert berechenbar – hat unübersehbar ökonomische, soziale, politische und kulturelle Folgen: Rückgang der Binnennachfrage, der Investitionen und Innovationen, Verschärfung der Verteilungskonflikte, Verfall von Immobilienkapital, Verödung mancher schwacher Regionen, Ausdünnung der Verwandtschaftsverhältnisse und der unmittelbaren Solidarbeziehungen, Vereinzelung. Der Prozeß wirkt gleichsinnig in allen Gesellschaftsbereichen. Von daher ist der von Kaufmann für seine Schrift gewählte Titel zu verstehen. Eine schrumpfende Gesellschaft macht nicht, wie kurzschlüssig optimistische Annahmen nahe legen, unsere Probleme leichter, weil wir uns ja einiges an Ausgaben sparen könnten, sondern verschärft sie durchgehend.

Das ist die Quintessenz Kaufmanns aus seiner demographisch-soziologischen Analyse.

Der stärker politische Teil der Schrift beginnt mit der Erörterung von Bedingungen und Motiven unserer Nachwuchsschwäche. Strukturelle und kulturell-mentale Faktoren werden also gleichermaßen in Augenschein genommen. Das entspricht einem soziologischen Denken, das menschliches Verhalten als zurechenbares Handeln interpretiert, aber im Rahmen mächtig wirkender vorgegebener sozioökonomischer und kultureller Bedingungen. Nach zwei Phasen eines drastischen Absinkens der Geburtenrate in Europa (im frühen 20. Jahrhundert und dann wieder seit 1965) bedarf heute „nicht mehr die Geburtenbeschränkung der Erklärung, sondern die Übernahme von Elternverantwortung“ (134). Die Bereitschaft dazu muß entschieden gestärkt werden; denn in unserer ökonomisierten Welt ist der „Nutzen“ von Kindern fast nur noch immateriell und oft ein zu schwaches Motiv gegenüber anderen Optionen. In diesem Kontext expliziert Kaufmann noch einmal die bekannten, von ihm erstmals so genannten „strukturellen Rücksichtslosigkeiten“ moderner Gesellschaft gegenüber Familien, die zu der Asymmetrie führen zwischen der unentgeltlichen Bereitstellung des Humanvermögens durch Familien und weitaus größeren ökonomischen, sozialen und kulturellen Chancen der Kinderlosen.

Die familienpolitischen Optionen, die Kaufmann aus seinen Erklärungen herleitet, bewegen sich auf einer mittleren Linie zwischen einer Bevölkerungspolitik, die in ihrer Wirksamkeit überschätzt wird, und demographischem Fatalismus. Der Sozialstaat kann und soll die Menschen nicht zum Kinderkriegen animieren, aber das heißt keineswegs, er sei ohne Einfluß auf die Entwicklung der Geburtenrate. Die Aufgabe ist nicht quantitativ, sondern qualitativ zu bestimmen. Der übergreifende Gesichtspunkt dafür heißt bei Kaufmann Wohlfahrtsproduktion. Diese geschieht, entgegen der vereinfachenden Dichotomie von Markt und Staat, auch zwischen diesen beiden Institutionen, nämlich auch in Familien und in den freien Assoziationen. Auf allen vier Ebenen beeinflusst Politik diesen Prozeß, in dem sie „Lebenslagen“ beeinflusst, nämlich den Spielraum, den Menschen haben zur Erfüllung ihrer Grundanliegen. Man sieht, Kaufmanns Konzept von Familienpolitik ist durchaus freiheitlich, subsidiär gedacht, ohne daß er in dieser Schrift etwa die Begrifflichkeit der Christlichen Sozialethik bemühen müßte. Familienpolitik braucht eine „langfristige Strategie zur Verbesserung familialer

Lebenslagen“ (186). Diese muß auf den vier Ebenen von Status (Eltern- und Kinderrechte), von Ressourcen (Lasten- und Leistungsausgleich), von Gelegenheiten (außerfamiliale Betreuung) und Kompetenzen (Bildung) gleichermaßen ansetzen. Auf ideologische Grabenkämpfe, wie sie auch heute noch geführt werden, wenn auch vielleicht nur noch als Nachhutgefechte, läßt sich der Sozialwissenschaftler nicht ein. Die Fakten sprechen eine zu deutliche Sprache: In südeuropäischen Ländern, in denen ein traditionelles Familienbild noch vorherrscht, liegt die Geburtenrate erheblich niedriger als etwa in Frankreich und Skandinavien. Untersuchungen über den Zusammenhang von Politikmustern und Geburtenraten zeigen: Je geringer die Differenz in der Erwerbsbeteiligung von Männern und Frauen, je „moderner“ die Geschlechterverhältnisse, je besser die öffentlichen Dienstleistungen für Familien, desto höher ist die Geburtenrate. Dagegen scheinen die Finanztransfers für Familien kaum einen positiven Einfluß auf diese Rate zu haben. Demnach hätte die deutsche Familienpolitik, die ja finanziell nicht wenig leistet, eine gründliche Revision nötig.

Kaufmanns Empfehlungen zur Familienpolitik können hier nicht referiert werden. Wichtig scheint mir seine Empfehlung zur Generationengerechtigkeit angesichts der zunehmenden Polarisierung gerade der deutschen Gesellschaft zwischen benachteiligte Eltern/Kindern und privilegierten Kinderlosen: Ein Leistungsausgleich müßte darin bestehen, daß Kindererziehung zu Rentenanwartschaft führt, während Kinderlose stärker zu Sparen und Kapitalbildung verpflichtet werden müßten. Wiederum der Grundgedanke: Kindererziehung muß als Äquivalent gewertet werden zu dem, was die Ökonomie bisher im engeren Sinn als Investition (in Sachkapital) bezeichnet.

Wer in der Diskussion über die Ausrichtung von Familienpolitik kompetent mitreden will, sollte diese Schrift lesen. Anstelle eines Nachworts liefert Kaufmann den Lesern einen zusätzlichen Service, nämlich kritische Anmerkungen zu den viel diskutierten Büchern von Albrecht Müller, *Die Reformlüge*, und von Frank Schirrmacher, *Das Methusalem-Komplott*. Nach Kaufmann begehen beide den gleichen Fehler, nämlich die Demographie-Problematik auf die Zunahme der Alten zu reduzieren. Beide verkennen, wie sehr ihre Hoffnungen und Erwartungen an das nachwachsende „Humanvermögen“ in Kindern und Jugendlichen geknüpft sind.

Bernhard Sutor

Die vielfältigen Möglichkeiten der Familienpolitik – und ihre Grenzen

Charlotte Höhn, Andreas Ette, Kerstin Ruckdeschel: Kinderwünsche in Deutschland. Konsequenzen für eine nachhaltige Familienpolitik. Bearbeitet von Friederike Grothe. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Robert Bosch Stiftung. 86 Seiten. www.bosch-stiftung.de/demographischer_wandel.

Das Gejammer über die erbärmliche Geburtenrate in Deutschland ist so allgegenwärtig, daß es fast schon zum Hintergrundgeräusch geworden ist. Die einen rufen nach Ganztagsbetreuung, andere halten Elterngeld für die Lösung, wieder andere machen die Emanzipation als Grund aller Kinderlosigkeit aus. Aber wer will eigentlich Kinder, wer nicht und weshalb? Unter welchen Bedingungen wollen Menschen mit Kindern zusammenleben und welche Unterstützung wünschen sie sich von der Politik?

Die Robert-Bosch-Stiftung hat eine Studie in Auftrag gegeben, die diesen Fragen nachgeht. Die Daten beruhen auf dem „Generations and Gender Survey“, einer repräsentativen Studie, in der voriges Jahr 10.000 Menschen befragt wurden, was sie von Ehe und Familie halten, wie (weitere) Kinder ihr Leben verändern würden und was sie von der Familienpolitik erwarten.

Die 20- bis 49jährigen Männer in Deutschland wünschen sich im Durchschnitt 1,59 Kinder, die Frauen 1,75. In einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage aus dem Jahre 2003 in 14 europäischen Ländern war Deutschland damit auf dem letzten Rang.

Um die Gründe für den wenig ausgeprägten Kinderwunsch besser zu verstehen, wurde gefragt: Welche positiven Erwartungen und welche negativen Folgen verbinden die Menschen mit (weiteren) eigenen Kindern? Unterschiedliche Lebensbereiche wurden angesprochen wie allgemeine Zufriedenheit, finanzielle Situation oder Partnerbeziehung. Erstaunlich ist das Ergebnis, daß heute nur etwa ein Viertel der Befragten davon ausgeht, ein (weiteres) Kind werde die Lebensfreude erhöhen. Von den Kinderlosen rechnen immerhin 44% mit höherer Lebensfreude und -zufriedenheit. 65% der Eltern, die schon ein Kind haben, verbinden mit der Geburt eines weiteren Kindes keinen Zuwachs an Lebensfreude. „Demnach stiften Kinder in unserer Gesellschaft durch emotionale Bindungen vor allem einen psychologischen Nutzen, der bereits durch relativ wenige Kinder erreicht werden kann“ (23).

Gewichtigster Grund gegen (weitere) Kinder sind materielle Sorgen und – besonders bei Frauen – geringere Beschäftigungschancen. Für eine deutliche Mehrheit ist das Kinderkriegen Privatsache; Kinder sind heute ein Wert unter vielen, der zu einem erfüllten Leben beitragen kann. Die meisten Befragten sind der Meinung, „daß das Wohlergehen eines Kindes vor allem dann gewährleistet ist, wenn es mit Vater und Mutter aufwachsen kann“ (38). Auch diese Idealvorstellung könne die Familiengründung erschweren. Fast alle Befragten sehen die Voraussetzung einer Familiengründung in einer stabilen Partnerschaft und mindestens einem sicheren Arbeitsplatz.

Und was wünschen sich die Menschen von der Familienpolitik? Zeit, Geld und Infrastruktur: In erster Linie familiengerechte Arbeitszeitmodelle (86%), finanzielle Zuschüsse sowie niedrigere Lohn- und Einkommenssteuern für Eltern minderjähriger Kinder (85%) und bessere Betreuungsmöglichkeiten für Kinder (73%). Es gibt keine einzelne Form familienpolitischer Unterstützung, die für alle paßt. So wünschen sich beispielsweise große Familien und geringer Qualifizierte vor allem finanzielle Hilfen, Kinderlose, Ein-Kind-Familien und höher Qualifizierte legen vor allem Wert auf bessere Betreuungsmöglichkeiten, und Frauen in Ostdeutschland wollen noch bessere Kinderbetreuung. Die meisten Mütter möchten berufstätig bleiben, dennoch überwiegt eine skeptische Haltung gegenüber berufstätigen Müttern (im Westen deutlich mehr als im Osten).

Der Kinderwunsch in Deutschland ist zwar niedrig – aber er liegt höher als die tatsächlich Kinderzahl. Wie kann eine Familienpolitik (mögliche) Eltern bei der Umsetzung ihrer Kinderwünsche unterstützen? Hier enthält die Studie einen bemerkenswerten Hinweis: die Wirksamkeit von Familienpolitik ist wissenschaftlich noch kaum erforscht (wenn Politiker neue familienfreundliche Programme fordern oder vorstellen, klingt das häufig so, als sei eine unmittelbare Auswirkung auf die Geburtenrate gewiß).

Die Bosch-Studie hebt die unverzichtbare Kombination von Familienpolitik mit unterstützender Sozial- und Arbeitsmarktpolitik hervor. Eine Mischung politischer Instrumente sei am wirkungsvollsten – aber wie diese Mischung auszusehen hat, das ist kaum geklärt. (Mögliche) Eltern wurden gefragt, wie es sich auf ihr Leben auswirken würde, wenn die gewünschten familienpolitischen Maßnahmen umgesetzt würden. Fast alle Frauen – ob mit oder ohne Kinder – sind der Meinung, familienfreundliche Politik sollte selbstverständlich sein,

und 80% der Frauen mit (weiterem) Kinderwunsch sagen, die Umsetzung der von ihnen bevorzugten familienpolitischen Maßnahmen würde es ihnen leichter machen, ihren Kinderwunsch zu erfüllen. Die passende Familienpolitik könnte sogar einen Teil der Kinderlosen umstimmen.

Familienpolitik hat in Deutschland ein gutes Image (im Gegensatz zu Schweden zum Beispiel, dessen Familienpolitik bei der eigenen Bevölkerung schlecht abschneidet). Für die Autoren läßt das den Schluß zu, „daß die Bevölkerung auch bereit sein dürfte, weitergehende Leistungen für Familien mitzutragen und Reformvorschläge im internationalen Vergleich stark zu unterstützen“ (69).

Die Studie ist aufschlußreich und – was bei Texten dieser Art keineswegs selbstverständlich ist – für Nicht-Fachleute sehr gut lesbar. Hier sind nicht nur die Möglichkeiten der Familienpolitik dargestellt, es wird, bei allem Optimismus, auch deutlich auf die Grenzen ihrer Wirkung hingewiesen.

Stefanie Haas

Soziale Gerechtigkeit für die Familien – bloß wie?

Bernhard Nacke, Elisabeth Jünemann (Hrsg.): Der Familie und uns zuliebe. Für einen Perspektivenwechsel in der Familienpolitik? Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 2005. 412 Seiten. 24,80 Euro.

Der Sammelband erscheint in der anspruchsvollen Reihe „Christentum und Gesellschaft“, herausgegeben von Bernhard Nacke, dem Leiter des Katholischen Büros in Mainz. Er will nicht wissenschaftliche Studien bieten, wengleich eine Reihe von Wissenschaftlern Beiträge beisteuern. Vielmehr zielt er auf den öffentlichen Diskurs über Familie und Familienpolitik in der ganzen Breite dieser Thematik. Diese hat zur Zeit Hochkonjunktur. Um so neugieriger fragt man, ob und was hier an Neuem oder Weiterführendem geboten wird; zumal da der Untertitel, freilich mit einem Fragezeichen versehen, von einem Perspektivenwechsel spricht.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert: A. Grundbedingungen; B. Perspektivenwechsel; C. Konzepte und Modelle. Der Teil A enthält fünf Aufsätze von ausgewiesenen Fachleuten. Franz-Xaver Kaufmann demonstriert Deutschlands Kinderarmut als Folge der Verletzung von Generationengerechtigkeit. Paul Kirchhof stellt Ehe und Familie als Voraussetzungen der Überlebensfähigkeit

unserer Gesellschaft dar. Helmut Klages schreibt über soziologische Erkenntnisse zum Wertewandel. Das alles ist freilich auch aus anderen Veröffentlichungen dieser Autoren bekannt und wird seit längerem öffentlich diskutiert. Die Hauptargumente der genannten Autoren hat man aber hier gut beieinander.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen Kardinal Lehmanns biblisch-ethische Gedanken zum Generationenvertrag im Anschluß an das Vierte Gebot. Die Quintessenz: Das Vierte Gebot ist weit über seine frühere Verengung auf das Eltern-Kind-Verhältnis hinaus historisch wie sozial-ethisch Ausdruck von Generationensolidarität und Generationenverantwortung. Heute ernstgenommen, fordert es ein Umdenken in allen Sozialsystemen unserer Gesellschaft, von der Ökonomie bis zu Kultur und Religion angesichts des drohenden oder schon eingetretenen Kultur- und Traditionsbruchs zwischen den Generationen.

Besondere Beachtung verdient aus Teil A der sozialetische Beitrag der Mitherausgeberin Elisabeth Jünemann. Ausgehend von konkreten, alltäglichen Problemen der Familien kommt er ohne lange Deklamation von Prinzipien aus, erklärt vielmehr die familienpolitischen Kontroversen aus einer realistischen Beschreibung des strukturellen Grunddilemmas: Das „System“ Familie, eine ganzheitliche Gemeinschaft, steht gleichsam quer zu den funktionalen Systemen der modernen Gesellschaft. Familie ist mehr als ein Funktionenbündel. Dieses Mehr ist aber in der modernen Gesellschaft infolge ihrer Ausdifferenzierung strukturell gefährdet. Es muß neu gesichert und gefördert werden durch gezielt gestaltete Verbindung mit den anderen Systemen. Von diesem Grundgedanken her wird eine Reihe von familienpolitischen Bemühungen sehr konkret begründet. Mir scheint, in diesem Beitrag ist am ehesten zu fassen, was mit Perspektivenwechsel gemeint sein könnte. Es geht nicht nur um Fortschreibung bisheriger Bemühungen, etwa um die Steigerung von Transferleistungen für Familien, nicht um Verbesserung bisheriger Sozialpolitik. Es hat auch wenig Sinn, den Perspektivenwechsel moralisierend einzuklagen, etwa mit dem auch in diesem Band mehrfach erhobenen Vorwurf: Die Kosten für Familien werden privatisiert, der Nutzen sozialisiert. Vielmehr ist es so, daß die Kosten traditionell selbstverständlich privat getragen wurden und daß dies aus strukturellen Gründen, unter den Bedingungen moderner Gesellschaft, im überkommenen Maß nicht mehr tragbar ist.

Teil B bringt unter dem Titel „Perspektivenwechsel“ sieben Beiträge, aber keineswegs mit einheitlicher Perspektive. Am nächsten bei dem Grundgedanken von Frau Jünemann steht der Beitrag von Bernhard Nacke mit seiner Forderung nach familialer (im Text auch: familiärer) Ordnungspolitik. Hier wird für die vielbeschworene „Querschnittsaufgabe“ Familienpolitik ein integratives Konzept gefordert, das deren Unübersichtlichkeit überwinden und Familien mit den anderen „Ordnungen“ der Gesellschaft kompatibel machen könnte, das die Familie als Institution und als soziale Grundeinheit zum Subjekt machen würde, finanziell, strukturell, ideell.

Besondere Beachtung verdient auch der Beitrag von Dieter Skala über Familie und Bildung als politische Herausforderung. Ausgehend von der Bedeutung der Familie für die humane und soziale Entwicklung der Kinder plädiert er für eine engere Kooperation zwischen Familie und institutionalisierter Bildung, auch die diesbezüglichen Elternpflichten nicht übergehend. Mit gewichtigen Argumenten für den Zeitbedarf guter Eltern-Kind-Beziehungen verbindet sich bei Skala verständlicherweise eine deutliche Skepsis gegenüber ganztägiger außerhäuslicher Betreuung von Kindern, jedenfalls wenn sie die Tendenz hätte, daß die Kinder „abgegeben“ werden.

Was im übrigen in Teil B unter Perspektivenwechsel diskutiert wird, liegt keineswegs auf einer Linie. Geradezu gegensätzlich sind zwei Beiträge ökonomischer Herkunft. Gerhard Kilz begründet ein „umfassendes Design“ für Familienpolitik, das den Eltern (durch Steuerfreibeträge, Familiensplitting, Kindergeld und Erziehungsgehalt, Elternbildung) wirkliche Wahlfreiheit zwischen Familie und Erwerbsarbeit geben würde. Außerhäusliche Kinderbetreuung kommt hier gar nicht vor. Dagegen heißt für Norbert Walter und Dieter Bräuninger der Lösungsweg: Kind und Karriere. Staatliche Subventionierung von Kindererziehung ist für sie ein Irrweg und führt zur Sozialisierung der Familie. In gesteigerter Kooperation von Unternehmen, Tarifparteien, Staat und Gesellschaft sollten vielmehr flexible Wege entwickelt werden für die Verbindung von Familie und Beruf, für Kinderbetreuung und Ausbildung.

Auch Warnfried Dettlings Plädoyer für einen Perspektivenwechsel zielt eher in diese Richtung: Weg von der Maßnahmen- und Transferlogik, hin zur Akzeptanz der Berufstätigkeit junger Frauen, weil sie selbstverständlich geworden sei und weil kein Staat der Welt durch Transfers ausgleichen könne, was Eltern durch Ausgren-

zung aus dem Arbeitsmarkt verloren geht. Deshalb seien neue Modelle zu entwickeln für Familien- wie Erwerbstätigkeit im Neben- oder Nacheinander und vielfältige Wege für Kinderbetreuung und -erziehung. Das ist keinesfalls als *die* neue Perspektive allgemein konsensfähig, erst recht nicht in katholisch-kirchlichen Kreisen.

So läßt der umfangreiche Teil C, in dem Konzepte und Modelle vorgestellt werden, zwar viele Übereinstimmungen erkennen, vor allem zwischen den Beiträgen von katholischen Verbänden, aber keineswegs ein einheitliches Konzept. Vor allem am „Erziehungsgehalt“, von Hans Ludwig (KAB) eingangs noch einmal ausführlich begründet, scheiden sich die Geister. Die KAB als Verband distanziert sich ausdrücklich davon, während Caritas und Kolping es als längerfristige Zielsetzung befürworten. Dahinter stehen aber nach wie vor unterschiedliche Positionen, was das Verhältnis von Familien- und Erwerbsarbeit betrifft. Obwohl alle von Wahlfreiheit sprechen, werden in dem nicht zu leugnenden Dilemma zwischen Erweiterung der Finanztransfers und dem Ausbau der Betreuungseinrichtungen die Akzente unterschiedlich gesetzt. Im übrigen bietet der Teil C im ersten Abschnitt etwas heterogene Beiträge zu Steuerpolitik, Verfassungsrecht, Elternbildung; aber auch zwei Aufsätze zur praktischen kirchlichen Familienarbeit in Pfarrei und Diözese mit wertvollen Anregungen.

Die parteipolitischen Konzepte im letzten Abschnitt scheinen mir überflüssig. Sie sind durch die politische Entwicklung teils überholt und bleiben im übrigen in wohlfeiler Grundsätzlichkeit, die Finanz-, Interessen- und Ordnungskonflikte eine Umstrukturierung der Politik zugunsten der Familien wohlweislich aussparend. Im Ganzen ist der Sammelband ein gutes Instrument für eine fundierte Beteiligung am öffentlichen Streit über Familienpolitik. Aber eine straffende Überarbeitung hätte ihm gut getan. Vom einzelnen Autor her mag es verständlich sein, aber für den Leser ist es ermüdend, in vielfältigen Variationen immer wieder die bekannten Probleme der Familie, ihre Alltagsschwierigkeiten, ihre finanziellen Benachteiligungen, die Demographieproblematik und die niedrige Geburtenrate und vieles mehr aufgezählt zu bekommen. Im Vorwort hätte man gern auch etwas erfahren über die Kriterien für Auswahl und Zusammenstellung der Beiträge. Vor allem aber wäre es für die weitere Diskussion sehr hilfreich gewesen, wenn die Herausgeber im Nachwort den Versuch eines resümierenden Vergleichs gemacht hätten. Mit Recht sagen sie dort, es lägen nur wenige

durchgehend neue Entwürfe vor und die vorgestellten Ansätze für einen Perspektivenwechsel seien nicht immer miteinander kompatibel. Eben dies herauszuarbeiten, hätte den Band griffiger und brauchbarer gemacht für die politische Diskussion. Denn mit Recht stellt Frau Jünemann am Ende ihres Beitrages fest, eine Vorstellung von sozialer Gerechtigkeit für Familie, das sei eine Sache; wie sie im politischen Geschäft zu realisieren wäre, das sei eine andere. In der Tat, im Beschwören von Grundsätzen, im Fordern, Anklagen, Rasonieren sind gerade auch wir Katholiken stark. Im aktiven politischen Realisieren sind wir es längst nicht mehr.

Bernhard Sutor

Theologie, Religionspädagogik

Religiöse Sozialisation in der Familie

Albert Biesinger, Hans-Jürgen Kerner, Gunter Klosinski, Friedrich Schweitzer (Hrsg.): Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven. Beltz Verlag. Weinheim, Basel 2005. 160 Seiten. 34,90 Euro.

Seit dem Jahr 2000 hatte eine interdisziplinäre Tübinger Forschungsgruppe um die Autoren des Buches zum Thema „Wirkungen religiöser Erziehung in der Familie aus religionspädagogischer, kinder- und jugendpsychiatrischer und kriminologischer Sicht“ gearbeitet, im Frühjahr 2004 ein wissenschaftliches Symposium in Frankfurt am Main mit Fachleuten aus Erziehung, Bildung, Forschung, Kirche, Politik und Elternverbänden abgehalten. Nun liegen die Ergebnisse in diesem Buch vor.

Intention der Herausgeber ist es, die Wirkungen religiöser Familienerziehung zu untersuchen in der Annahme, daß Familie trotz aller moderner Wandlungsprozesse wichtiger Ort ist für den Erwerb grundlegender Einstellungen im Blick auf ethische Fragestellungen oder elementare Lebensorientierung. Ausgangspunkt ist die Überzeugung, daß Kinder ein Recht auf Religion haben und kindliche Erfassung von Wirklichkeit auch die Fragen nach dem Woher und Wohin des Menschen und der Welt einschließt.

Die Beiträge der Forschungsgruppe sind interdisziplinär breit angelegt und basieren auf der Tübinger Untersuchung zu den Wirkungszusammenhängen religiöser Familienerziehung (2000-2002 mit Unterstützung des Landes Baden-Württemberg; qualitative und quantita-

tive Vorgehensweisen, Interviews mit Jugendlichen und Eltern). Aus psychologischer/psychiatrischer Sicht wird in einer Untersuchung der Zusammenhang zwischen Religiosität und psychischer Gesundheit am Beispiel von Jugendlichen vor dem Hintergrund von Erkrankungen wie z.B. Magersucht, Bulimie, Persönlichkeitsstörungen vom Borderline-Typ, psychotische Störungen, Zwangsstörungen etc. beleuchtet. Eine andere empirische Studie von Kindern im Kindergartenalter untersuchte den Einfluß von Eltern und Erzieherinnen auf die Gottesbilder von Kindern im Anschluß an die Bindungstheorie nach Bowlby und Ainsworth.

Die Kriminologie stellt die Frage nach der Gültigkeit des allgemein angenommenen Zusammenhangs, daß eine ausgeprägte Bindung an religiöse Werte die Wahrscheinlichkeit delinquenten Verhaltens bei jungen Menschen reduziere. Ebenfalls aus der Kriminologie heraus entstand das empirische Forschungsvorhaben zu Religiosität, Gewaltaffinität und Rechtsbewußtsein junger Inhaftierter in West- und Ostdeutschland. Gerade hier sind die empirischen Ergebnisse interessant und lassen vorsichtige Schlüsse auf die Bedeutung und den Stellenwert der Eltern bei der religiösen Sozialisation zu. Religionspädagogische Aspekte werden sowohl methodisch als auch inhaltlich breit dargestellt: einer grundlegenden Auseinandersetzung von Entwicklungspsychologie und religiöser Familienerziehung folgt eine empirische Untersuchung zur Entstehung familiärer Abendrituale. Methodisch interessant ist auch die Darstellung von Religiosität und Familie in exemplarischen Zeugnissen, bringt sie doch das Individuelle, oft wenig Verallgemeinerbare einer religiösen Bewußtseinsbildung zum Ausdruck. Albert Biesinger selbst untersuchte Möglichkeiten, die religiöse Kommunikation in Familien durch konkrete Angebote zur Stärkung der religiösen Elternkompetenz (z.B. Elternschulen, Abend-Oasen, Familienkatechese) zu unterstützen.

Erste Ergebnisse der Forschungsgruppe lassen ein klares Bild aus allen beteiligten Disziplinen erkennen: Der Zusammenhang zwischen Familie und religiöser Erziehung ist eindeutig, das gilt jedoch nicht nur im Falle gelingender religiöser Sozialisation, sondern gerade auch beim Ausfall dieses Aspekts. Das heißt, daß man die Bedeutung der Familie für religiöse Erziehung durchaus ambivalent einschätzen muß: Sie kann positiv sein, so daß sie Kindern dauerhafte religiöse Bindung ermöglicht und von Kindern und Jugendlichen als Gewinn eingeschätzt wird. Sie kann aber auch derart negativ

sein (z.B. Überlagerung der Religion durch Familiendynamiken), daß sie den Zugang zu Religion verwehrt. Deutlich wurde auch, daß Familie zwar nie allein wirksam ist, daß jedoch die Wirksamkeit anderer Träger einer religiösen Sozialisation von der Affirmation durch die Familie abhängt.

Nachdenklich müsse in jedem Fall stimmen, daß selbst religiös positiv sozialisierte junge Menschen wenig positive Erfahrungen mit dem Angebot von Kirche gemacht haben, daß es also beim Ausfall der Familie für eine religiöse Sozialisation kaum eine kompensatorische Kraft gibt. Religionspädagogische Angebote der Familienbildung sind jedoch auf weitere empirische Forschung angewiesen, da klare Kriterien erarbeitet werden müssen, um gezielte religionspädagogische Förderung für Familien anzubieten, die diesen plausibel und entlastend erscheint.

Der vorliegende Band vereint interdisziplinär vielfältige Facetten zu der einen großen Frage, welche Bedeutung die Familie für die religiöse Sozialisation hat. Interessant und aussagekräftig sind vor allem die Verweise auf die Interviews, ein empirischer Blick auf einzelne Biografien. Da auch deutlich wird, daß es sich bei dieser Studie nicht um ein abgeschlossenes Projekt handelt, daß z.B. eine größere empirische Datenfülle vonnöten wäre, um klare Typologien zu entwickeln, bestätigt dieser Band nicht nur die vermutete Bedeutung der Familie für die religiöse Sozialisation, sondern lädt ein zum Weiterdenken und Weiterforschen: die Wissenschaft ebenso wie Verantwortliche in der Pastoral, neue Wege der Familienpastoral und der Stärkung der religiösen Elternkompetenz anzudenken.

Barbara Staudigl

Zum Dilemma christlich-muslimischen Zusammenlebens

Regine Froese: Zwei Religionen – eine Familie. Das Gottesverständnis und die religiöse Praxis in christlich-muslimischen Familien. Gütersloher Verlagshaus, Herder. Gütersloh, Freiburg 2005. 312 Seiten. 39,95 Euro.

Während Politik, Wissenschaft und zivilgesellschaftlichen Gruppierungen noch über Begriff und Sache von Dialog und Integration streiten, wird deren unabwiesbare Notwendigkeit tagtäglich offenkundig: in demographischen Verschiebungen, im lokalen, nationalen und internationalen Neben- und Gegeneinander von muslimischer und nichtmuslimischer Kultur und Gesell-

schaft. Es mag gute systematische, am Offenbarungstext, vor allem dem Koran, orientierte und auch historisch-empirische Gründe dafür geben, den Sinn jedweden Dialogs in Frage zu stellen und Integration für eine Utopie zu halten, die Alltagswirklichkeit entbindet solche Bedenken nicht von der Frage ihrer Verantwortbarkeit. Die Vertreter einer begründet skeptischen Haltung gegenüber Dialog(euphorie) und Integrationsbemühungen werden angesichts der Fakten, d.h. der zunehmend vom Druck und den Nöten des Zusammenlebens betroffenen Menschen, lernen müssen, ihre mit Textverweisen und historischen Evidenzen abgesicherten Argumente zugunsten einer differenzierten Suche nach neuen und verantwortbaren Möglichkeiten des Dialogs und der Integration zu öffnen.

Hier erweist sich die christlich-muslimische Familie möglicherweise als wegweisend: als von der zahlenmäßigen Ausdehnung noch begrenztes Feld des Zusammenlebens, seinem „Sitz im Leben“ nach für die betroffenen Menschen jedoch schicksalhaft und für das weitere soziale Umfeld und alle zivilgesellschaftlichen Versuchsanordnungen.

Die christlich-muslimische Familie, näherhin die Kinder religionsverschiedener Eltern, hat Regine Froese, evangelische Pfarrerin und Gymnasiallehrerin in Sindelfingen, zum Gegenstand ihrer Tübinger religionspädagogischen Dissertation gemacht. Gegen die These Fuad Kanihs, derzufolge „die überwiegende Mehrheit der Kinder in christlich-muslimischen Familien [...] zu Atheisten [heranwachsen]“ (22), bringt sie ihre Untersuchung des Gottesverständnisses und der religiösen Praxis von Kindern in christlich-muslimischen Familien in Stellung. Sie kritisiert Bedenken, die in der christlich-muslimischen Familie ein Quellmilieu religiöser Indifferenz oder Deformierung sehen, und bezieht eine offene Position, die in solchen solchen Familien den Ort interreligiösen, ja ökumenischen Lernens entdeckt. In dieser Perspektive können, so die Verfasserin, die Ergebnisse ihrer Untersuchung nicht nur der „Seelsorgekonzeption für religionsverschiedene Familien“, sondern darüber hinaus Kindergarten, Schule, Gruppenarbeit und Erwachsenenbildung zugutekommen (vgl. 23).

Mit ihrer Fragestellung betritt die Verfasserin Neuland, und dieses läßt sich, zumal in einer Dissertation, empirisch nur explorativ erschließen. Daher greift sie auf Instrumente der qualitativen Sozialforschung zurück, auf Fallstudie, Dokumentenanalyse und halbstandardisiertes, fokussiertes Interview. Nur sollte sie sich bewußt machen, daß sie auf diesem Wege nicht „zur Veri-

fizierung oder zur Falsifizierung" der Kanilschen These beitragen kann (vgl. 22). Da die erwähnten Techniken hinsichtlich ihrer methodologischen und technischen Voraussetzungen, ihrer Reichweite und ihrer Qualitätsstandards bestens dokumentiert sind, weiß sich die Verfasserin auf sicherem Ufer; und sie möbliert dementsprechend ihren Text ausgiebig mit Passagen aus einschlägigen Lehr- und Handbüchern. Für quantitative Größen zeigt sie keinen sonderlich geschärften Sinn (siehe S. 14, wo sie von 188.907 Eheschließungen in Deutschland für das Jahr 1993 spricht; tatsächlich waren es immerhin noch 442.605). Befragt wurden, in städtischen Großräumen, 30 Kinder im Alter von 4 bis 12 Jahren, 12 Elternpaare und 8 Mütter.

Religions- und entwicklungspsychologische Bezüge rahmen das religionspädagogische Forschungsinteresse der Verfasserin. Die systematische Theologie bleibt demgegenüber merkwürdig unterbelichtet. So sucht der Leser vergeblich nach einer kontrastiven, systematisch-theologischen Gegenüberstellung des Gottesbildes im Christentum und im Islam, die über das eher knappe Literaturreferat (220-240) hinausginge. Erst vor einem solchen Hintergrund gewönne die Untersuchung der Gottesvorstellung von Kindern aus christlich-muslimischen Familien ein für den interreligiösen Dialog wegweisendes Profil.

Diese Zurückhaltung der Verfasserin ist umso bedauerlicher, als sie sich die „Beherrschung der klassischen arabischen Sprache" (66) sowie „profunde Orientierungen" (65) attestiert, ihr der direkte Zugriff auf den Offenbarungstext des Islam also möglich gewesen sein sollte. In dieser Beziehung hätte sich der Leser mehr erwartet als einen Koranhinweis aus zweiter Hand (226) und eine Seitenhieb auf Paulus (16, Anm. 14).

Als Gewinn muß demgegenüber verbucht werden, daß die Verfasserin ihre Ausführungen nicht in einem harmonisierenden Mondlicht vorstellt. Deutlich erklärt sie: „Alle Versuche, das offensichtlich Differenten zwischen christlicher und islamischer Glaubensauffassung zu harmonisieren oder es aufzulösen in pluralistische Denkfiguren [...], zeigen sich als dem christlichen und muslimischen Selbstverständnis und Bekenntnis unangemessen" (234).

Damit ist aber zugleich das Dilemma gemischt-religiöser Familien aufgewiesen, wie es sich in folgendem Befund spiegelt: „Die synkretistische Vermischung von christlichem und muslimischem Glauben schon im Elternhaus, wie sie in meinem Sample öfter entdeckt werden kann, sowie die zurückhaltende religiöse Praxis

der Kinder zeugen vermutlich von einer Angst der Eltern, die Kinder zu sehr auf eine religionsgemeinschaftliche Seite zu drängen und so Konflikte in der Familie zu provozieren. Die Kinder zeigen nur eine Ahnung möglicher Konflikte" (281). „Entscheidend" aber ist, so die Verfasserin, „für die vier- bis zwölfjährigen Kinder meines Samples, dass Gott existiert" (280).

Fragestellung und Ergebnisse dieser verdienstvollen, arbeitsintensiven Untersuchung stellen eine Herausforderung für Kirchen und muslimische Organisationen dar (vgl. 281). Damit diese Herausforderung die Beteiligten nicht überfordert, bedarf es eines langen Atems. Zu den Beteiligten sind auch die erwähnten wissenschaftlichen Disziplinen zu zählen. Für sie stellt Regine Froeses Dissertation Einladung und Herausforderung zu Folgeuntersuchungen dar. Unter solchen wäre eine vergleichende Studie zur Situation von christlich-muslimischen Familien in mehrheitlich muslimischen Ländern des Nahen Ostens von besonderem Interesse. Signifikant divergierende Befunde ließen dann erste vorsichtige Hypothesen zu den spezifischen Auswirkungen westlich-säkularisierter Verhältnisse auf diese Familienkonfiguration zu.

Heinz Otto Luthe

Ehe als Alltagssakrament der Zuversicht

Andreas Lob-Hüdepohl: Beachtliches Orientierungspotenzial. Attraktivität und Plausibilität der christlichen Ehe. In: Herder Korrespondenz 60 (2006), S. 307-311.

Andreas Lob-Hüdepohl, Moralthologe und Rektor der katholischen Hochschule für Sozialwesen in Berlin, mahnt einen gesellschaftlichen Mentalitätswandel an, der in der Wertschätzung von Familien unter der Rücksicht der Erziehung von Kindern, nicht aber der Ehe an sich zum Ausdruck kommt.

Gewiß, Veränderungen, auch sozialgeschichtliche, gehören zur Natur der Ehe. Dem Autor geht es jedoch darum, hinter aller Veränderlichkeit der Ehe auch die unveränderlichen Sinngehalte der Ehe als Sakrament sichtbar zu machen; einer Lebensform, die angesichts der vielfältigen Herausforderungen moderner Lebenswelten ein beachtliches Orientierungspotential darstellt. Denn ein Ehemodell, wie wir es gesellschaftlich heute kennen, birgt Gefahren: Privatisierung und Intimisierung der Ehe, die sich als Hort und Schutz vor der harten Realität erweisen soll; Romantisierung von Ehe

als zentraler Ort des Glücks mit hohen Erwartungen und daraus resultierenden Enttäuschungen etc. Lob-Hüdepohl stellt das christliche Ehemodell als wohltuendes und entlastendes Kontrastmodell vor, das getragen ist von der Grundüberzeugung, daß sich die einzigartige Individualität des Menschen erst in den dialogischen Beziehungen zum mitmenschlichen Du entwickelt. Diese personale Liebe weist immer schon über die konkrete Gemeinschaft in der Ehe hinaus in dialogische Beziehungen mit anderen hinein: Familie, Nachbarschaft, Bekanntschaften, Freundschaften.

Der Autor zeigt die christliche Ehe als „Alltagssakrament der Zuversicht“, in dem die Erfahrung von Vertrauen, Achtung, Wertschätzung, Angenommensein im eigentlichen Sinne erfahrbar werden. Eheleute, die sich nicht selbst genügen, sondern sich auch auf andere hin verausgaben können, geben Zeugnis für eine Wirklichkeit, die nicht in des Menschen Hand liegt. Die heilbringende Gegenwart Gottes kann genau dort sichtbar werden, wo Menschen Zeit und Energie verschenken, allein um sich am Glück des Beschenkten zu erfreuen. Evident wird dies fraglos in der Erziehung von eigenen Kindern, wenn die Eltern sich hier eben nicht kontingieren, sondern voll und ganz und mit ihrer ganzen Existenz da sind. Spürbar kann sie jedoch auch überall dort werden, wo Eheleute soziale Verantwortung übernehmen.

Als Stilelemente einer sakramentalen Ehe zeichnet Lob-Hüdepohl drei Aspekte auf, die das christlichen Spezifikum der Ehe deutlich machen: 1. Ehe als die Chance einer bindungsreichen Freiheit, die die Möglichkeiten der Entfaltung des eigenen Lebens und der eigenen Persönlichkeit durch den Reichtum der sozialen Bindung kennt. 2. Eine ernsthafte Gelassenheit, die weiß, daß das Gegenwärtige nicht die letzte Gelegenheit für das Gelingen des Lebens ist. 3. Die Wertschätzung des Imperfekten, die offen ist für Unzulängliches, Unfertiges, Unabgeschlossenes.

Ein lohnenswerter, nachdenklich stimmender Artikel, der der Bedeutung und Würde der Erziehung von Kindern keineswegs Abbruch tut, aber doch auch den Stellenwert der Ehe an sich und unabhängig von Kindererziehung deutlich macht. Ein Artikel, der gute Impulse enthält für alle, denen es in Schule, Pastoral etc. um die Vermittlung der Bedeutung der christlichen Ehe zu tun ist.

Barbara Staudigl

Ratgeber

Welcher Elternkurs soll's denn nun sein?

Urs Fuhrer: Was macht gute Erziehung aus und wie können Eltern gute Erzieher werden? In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 25 (2005), Heft 3, S. 231–247.

Sigrid Tschöpe-Scheffler (Hrsg.): Konzepte der Elternbildung – eine kritische Übersicht. Barbara Budrich Verlag. Opladen 2005. 334 Seiten. 24,90 Euro.

Im Bereich der Erziehung ist auf unterschiedlichster Ebene zunehmend Beratung gefragt – das stellt Urs Fuhrer im ersten Kapitel seines Aufsatzes fest. Anschließend werden sämtliche Forschungsergebnisse dargestellt, die Aufschlüsse darüber geben können, wie die elterliche Erziehung und die Eltern-Kind-Beziehung einander beeinflussen.

Auf insgesamt fünf Seiten werden zahlreiche Forschungsergebnisse aufgezeigt, anhand derer sich nachweisen läßt, daß ein autoritatives Erziehungsverhalten für unsere westliche Welt am effektivsten ist. Als Erziehungsvariablen dienen die drei Faktoren „elterliche Wärme“, „Verhaltenskontrolle“ und „psychologische Kontrolle“: Beispielsweise führt viel elterliche Wärme gekoppelt mit hoher Verhaltenskontrolle aber geringer psychologischer Kontrolle zu einer hohen Schulleistungsfähigkeit. Der dritte Teil widmet sich schließlich der Effektivität einzelner Erziehungsprogramme. Laut Fuhrer sind solche Programme besonders effizient, die zum einen kindbezogen früh mit der Intervention beginnen, die innerhalb ihres Programms eine Selbstentwicklung der Eltern beabsichtigen, die ein Eltern-Netzwerk aufbauen helfen und die schließlich in Gruppen durchgeführt und von professionellem Personal begleitet werden. Im Einzelnen werden die Programme „Triple P“, „Starke Eltern – starke Kinder“, „Was Eltern wissen sollten“, „Parenting Wisely“, „Freiheit in Grenzen“, „Online Elterntaining“, „Familienkonferenz“ und „gemeindeforientierte lokale Präventionsnetzwerke“ kurz besprochen. Der Autor kommt zum Ergebnis, daß alle aufgeführten Programme als geeignete Unterstützung zur Förderung der elterlichen Erziehungskompetenz in Betracht kommen, beendet seinen Aufsatz jedoch mit einem Plädoyer dafür, daß das Entscheidende vom Erzieher nicht erlernt werden könne, sondern in der jeweiligen konkreten Situation „erspürt werden“ müsse.

Der Aufsatz ist mit Sicherheit für junge Wissenschaftler geeignet, sich in Kürze einen Überblick zur Thematik zu verschaffen. Das ausführliche Literaturverzeichnis unterstützt dieses Ziel. Fachfremden, an der Thematik interessierten Leserinnen und Lesern dürfte die Entnahme der zahlreichen Informationen allerdings aufgrund der stark fremdwortlastigen Sprache und wegen der komprimierten Form Probleme bereiten.

Ist man auf der Suche nach einer benutzerfreundlichen und ausführlichen Besprechung verschiedener Elternprogramme, so ist durchaus das von Sigrid Tschöpe-Scheffler herausgegebene Buch *Konzepte der Elternbildung – eine kritische Übersicht* zu empfehlen.

Während im ersten Teil des Buches 15 Elternbildungsangebote von den jeweiligen Entwicklern der Programme oder von deren überzeugten Vertretern vorgestellt werden, kann gerade der zweite Teil des Buches als sehr hilfreich angesehen werden, wenn es darum geht, das richtige Elternprogramm für suchende Eltern zu finden.

Für die Programme wird eine Kompetenzprofilzuordnung erstellt, die auf den vier Kriterien „Wissen“, „Handeln“, „Selbsterfahrung“ und „Netzwerkarbeit“ basiert. Jedes Programm setzt seinen eigenen Schwerpunkt, und aufgrund der Zuordnung wird dieser dem Leser transparent gemacht. Je nach dem, ob Eltern mehr Wert auf Wissensvermittlung oder beispielsweise auf Netzwerkarbeit legen, ob sie ein Programm für die ganze Familie suchen oder eher ein Programm für Erziehende mit Migrationshintergrund: Entsprechend diesen Wünschen können sie sich anhand des Buches einen Überblick verschaffen und so das für ihre Familienverhältnisse am besten passende Programm finden. Insgesamt ist es der Autorin gut gelungen, einen Überblick über führende Elternprogramme zu geben.

Johanna Mödl

Krisenbeständig und lebensfroh

Wolfgang Jaede: Was Scheidungskindern Schutz gibt. Wie sie unbeschädigt durch die Krise kommen. Herder. Freiburg 2006. 160 Seiten. 8,90 Euro.

Was stärkt bei Kindern die Gewißheit, daß nach der Trennung ihrer Eltern das Leben schön sein kann und daß ihnen Vater, Mutter, Geschwister und Freunde erhalten bleiben? Was macht sie zuversichtlich? Wie Kinder mit dieser schwierigen Situation umgehen, das hängt von vielen Faktoren ab. Manche Kinder reagieren

aggressiv oder ziehen sich völlig zurück, andere hoffen lange, Vater oder Mutter könnten zurückkommen. Wieder andere sind zunächst sehr traurig, lernen dann aber, mit der neuen Lebenslage zurechtzukommen, und werden lebensfrohe Kinder, die mit Krisen umgehen können.

Die Ergebnisse der Resilienz-Forschung verknüpft der Psychologe Wolfgang Jaede mit den Ergebnissen von Langzeituntersuchungen an Scheidungsfamilien. Was also hilft Kindern, die Trennung der Eltern zu überstehen, ohne die Trauer zu verdrängen oder Schwierigkeiten zu überspielen?

Der Verfasser erklärt in knappen Kapiteln, wie Kinder und Jugendliche unterschiedlicher Altersstufen die Trennung ihrer Eltern erleben und verarbeiten, wie sie reagieren können und wie Eltern mit diesen Reaktionen umgehen sollten. Jaede erläutert die Phasen der Trennung und die Folgen und Gefährdungen für die Kinder. Das ist sachlich und nachvollziehbar beschrieben; die übersichtlichen Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels und die anschaulichen, kurzgefaßten Beispiele vertiefen das Verständnis. Ausführlich stellt der Verfasser die Faktoren vor, die dem Kind helfen, die Trennung einigermaßen unbeschadet zu überstehen. Das sind Schutzfaktoren innerhalb der Familie, beim Kind selbst und in seinem sozialen Umfeld. Zu diesen Faktoren nennen zählen etwa ein positives Selbstkonzept, flexible Problemlösungsstrategien, positive Bindungserfahrungen oder soziale Vorbilder in der Problembewältigung. Weitere Kapitel geben Hinweise, wo sich Kinder und Eltern Hilfe holen können und welche Rechtsansprüche Kinder und Jugendliche haben, außerdem werden Hilfen bei besonderen Problemen wie häuslicher Gewalt oder Schwierigkeiten mit den Stiefeltern genannt. Im Anhang sind die wesentlichen Schutzfaktoren nochmals aufgelistet, hier finden sich zudem einige wenige Buchempfehlungen für Kinder und Eltern sowie wichtige Adressen.

Zentrale Begriffe sind kursiviert und in Anführungszeichen gesetzt, das ist überflüssig; davon abgesehen ist das Buch klar gegliedert – ohne die in Ratgebern grassierende Marotte, mit möglichst vielen Schriften und Kästen und Schaubildchen die Informationen mehr zu verschleiern als zu ordnen.

Ideal wäre es, das Buch lange vor der Scheidung zu lesen – aber wer macht das schon. Doch auch während oder nach einer Trennung kann der Ratgeber für Eltern nützlich sein. Es ist nicht einer der Ratgeber, die sich Schritt für Schritt umsetzen lassen, und er eignet sich

nicht dazu, ihn schnell durchzublättern und ein paar nette Anregungen mitzunehmen. Es geht dem Verfasser auch nicht darum, daß die sich trennenden Eltern nun immer alles richtig machen.

Vielmehr können Eltern und Angehörige von Scheidungskindern mit diesem knappen und verständlichen Buch die Schutzfaktoren und ihr Zusammenspiel kennenlernen, um die Kinder zu stärken und ihnen die Möglichkeit zu geben, in der schwierigen familiären Lage zurechtzukommen und dabei die Lebensfreude nicht zu verlieren.

Stefanie Haas

Ratgeber als Werbeträger

Jochen Jülicher: Trotzdem heiraten. Ratgeber in einer ernsthaft-fröhlichen Angelegenheit. Würzburg. Echter 2006. 80 Seiten. 9,90 Euro

Was da in flottem Plauderton und typographisch auf 79 Seiten breitgetreten auf den Leser zukommt, scheint ein Plädoyer gegen den Zeitgeist zu sein – für das Heiraten. Denn, so erfahren wir, Heiraten ist „mehr“ und „Schub“, erfordert „Mut“ (7), ist „Krönung“, „Etappenziel“ und „Neubeginn“ (8), ist „Segen“ (11). Wer wollte da nicht mitmachen wollen, zumal mit Unterstützung des „freiberuflichen Theologen“ (72) Jochen Jülicher, der in den vergangenen zehn Jahren „etwa 400 Paare getraut“ hat (46), darunter viele „Zweittäter“ (72)? Übungsanweisungen aus zweiter Hand zur Pflege der Zweisamkeit (65) gibt der „gentil animateur“ auf dem Hochzeitsmarkt, und er spricht auch von „Gott“ („aber das ist nur ein Name und als solcher gar nicht so wichtig“; 68) oder dem „Liebe-Gott“ (69), und er weist uns, schwarz unterlegt, darauf hin, daß „Sexualität Nähe mit Leib und Seele“ ist (27).

Spätestens gegen Ende solcher zwischen dem Jargon der Talkshow und der Eigentlichkeit jonglierenden Zumutungen erweist es sich: Es geht dem Verfasser um das „Anders-heiraten“, den Zufluchtsort all jener, denen „kirchlich heiraten schwer fällt und denen eine Hochzeit allein auf dem Standesamt kein richtiges Fest ist“. Und wenn schon Kinder da sind, dann bietet der clevere Nischentheologe die Kombination von Trauung und Begrüßungsfeier („Taufe“) an. Dies alles, rührende Bilder, nur nicht die Preise, sind seinem Internet-Auftritt zu entnehmen.

Heinz Otto Luthe

Rituale: handgreiflicher Glaube

Ulrike Mayer-Klaus (Hrsg.): Zusammen wachsen. Rituale für Familien. Schwabenverlag. Ostfildern 2006. 128 Seiten. 17,90 Euro.

Ritualen kommt zur Stärkung von Familien und der Persönlichkeitsbildung eine eminent wichtige Rolle zu. Sie ordnen Tages- und Lebensabläufe. Sie durchbrechen den Alltag zum Innehalten und bieten wichtige kognitive wie emotionale Entwicklungshilfen. Besonders im Zeitalter der Mobilität und entsprechend häufiger Abwesenheitszeiten von Partnern und Eltern ist regelmäßig Wiederkehrendes eine vertraute Handlungsanleitung für alltägliche, aber auch unsichere Lebenslagen. In der Fülle an Literatur, die Rituale behandelt, kommt „Zusammen wachsen. Rituale für Familien“ eine kleine aber feine Besonderheit zu. Daher sei es hier sowohl für Multiplikatoren in der Familienseelsorge und -beratung, aber auch die Familien selbst empfohlen.

Das Buch deckt nicht – wie oft üblich – Rituale für den Ablauf der Jahreszeiten und des Kirchenjahres ab. Ein besonderes Verdienst liegt darin, daß es überraschende Inspiration für vermeintlich selbstverständliche Phasen in der Familie anbietet und hellhörig werden läßt für die Bedeutung individueller Rituale im Verhältnis von Eltern und Kindern. Es macht Lust und neugierig, auch ureigene Familienrituale zu entwickeln.

Die unterschiedlichen Anregungen wurden kapitelweise von insgesamt 13 Autoren konzipiert, die allesamt aus der Praxis der Gemeinde-, Schul- und Familienseelsorge kommen (überwiegend aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart).

Zunächst werden auch naheliegende Erwartungen erfüllt: Anregungen und spirituelle Haltungen werden für den Alltag der Familie ebenso aufgezeigt wie für die Advents-, Fasten-, Oster-, Jahres- und Ferienzeiten. Eine besondere Stärke des Buches ist darüber hinaus aber die Sensibilisierung der Leser für vermeintlich weniger naheliegende Lebensmomente, die durch innerfamiliäre Rituale besondere Chancen zur Verarbeitung, Stabilisierung und Entwicklung bieten.

Beispielsweise werden unter dem Schlagwort „Durch das Leben“ Riten zur Geburt eines Geschwisterkindes, zum Abschied vom Kindergarten, zum Eintritt in die Schule, bei Krankheit eines Familienmitglieds oder am Bett eines kranken Kindes vorgeschlagen. Aber auch vermeintliche Tabuthemen zum Tod eines nahestehenden Menschen oder „kleine Alltagsrituale mit Kindern“ werden aufgezeigt. Hier sind beispielsweise „Rituale zur

Mittagszeit" oder „Rituale zur Nacht" zu nennen. Die konkreten Vorschläge machen die Qualität der Artikel aus. Manch überraschende Anregung kommt dabei ganz nebenbei daher und macht dem Leser Lust, noch heute in der eigenen Familie kreativ zu werden. Rituale müssen – so eine Kurzformel der Autoren – „handgreiflicher Glaube" sein (15). Das ist in nahezu allen Kapiteln sichtbar.

Daß in der Fülle der angebotenen Themen leider verpaßt wurde, zumindest einen exemplarischen Denkanstoß auch für die Bedeutung von Ritualen für Ehe und Partnerschaft (immerhin wesentliche Grundlage der Familie!) anzubieten, ist schade. Der Untertitel hätte somit wohl eher lauten müssen: Rituale für Eltern und Kinder.

Größter Wermutstropfen des Buches ist sicherlich das unglückliche Layout. Dicht gedrängt erscheinen die Seiten. Das Motto schien zu sein: möglichst viel Text auf die Seiten zu pressen. Der Leser wünscht sich Abstände, Leerschaltungen und Zusammenfassungen um die zu dichten, stets nur mit einer Strichlinie getrennten Anregungen und die Ideenfülle auch visuell verarbeiten zu können. Gemäß der alten Weisheit wäre hier weniger mehr gewesen.

Leser, die kreative, teilweise ungewöhnliche, sicher aber wertvolle Inspiration für sich oder andere zur wichtigen Thematik der Rituale in den Lebensabläufen mit Kindern suchen, denen sei das Buch aber uneingeschränkt empfohlen.

Peter Wendl

Denkanstöße zur Orientierung

Jesper Juhl: Was Familien trägt. Werte in Erziehung und Partnerschaft. Ein Orientierungsbuch. Kösel. 2. Auflage. München 2006. 170 Seiten. 16,95 Euro.

Jesper Juhl nennt sein Buch selbst ein Orientierungsbuch und versucht in Einleitung, Nachwort und sechs Hauptkapiteln darzustellen, wie klare Wertvorstellungen das Zusammenleben von Familien positiv beeinflussen können. Unter den einzelnen Kapitelüberschriften „Gleichwürdigkeit", „Integrität", „Authentizität", „Verantwortung", „Gemeinschaft" und „Die Führungsrolle der Erwachsenen" führt der Autor jeweils einen Wert aus, der übergeordnet für familiäres Zusammenleben gelten sollte. Mehrere Schlüsselsätze wie beispielsweise „Eine gewalttätige Erziehung bringt oft re-

signierte und folgsame Kinder hervor, was Eltern dann als Beleg für den erzieherischen Erfolg werten" (60) werden graphisch hervorgehoben und spiegeln die Einstellungen des Autors wider.

Das Buch kann all jenen als lohnende Lektüre empfohlen werden, die in Partnerschaft lebend Kinder erziehen und diesem Erziehungsauftrag für beide Seiten erfüllend gerecht werden möchten. Sie werden nicht grundlegend Neues erfahren, aber zum Nachdenken angeregt, und anhand der Fallbeispiele erhält der Leser interessante Anregungen für den Erziehungsalltag.

Johanna Mödl

Sachbücher

Überlebensfabrikarbeiterinnen

Frank Schirmmacher: Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft. Karl Blessing Verlag. München 2006. 192 Seiten. 16 Euro.

Ein Siedler-Treck zieht Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Sierra Nevada. Vom frühen Wintereinbruch überrascht, stecken die Reisenden fest in Schnee und Eis, monatelang, Aussicht auf Rettung gibt es nicht. Und wer hat überlebt? Die harten Jungs, die starken Einzelkämpfer? Nein, die Familien. Und was lernen wir daraus?

Das fragt sich Frank Schirmmacher und breitet seine Antwort in einem Buch aus. Die Ereignisse am Donnerpaß sind vielfach erforscht, die Todesfälle ausgewertet: je größer die Familie, desto größer die Überlebenswahrscheinlichkeit. Schirmmacher vergleicht die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Tragödie vom Donnerpaß. Und die gegenwärtige Situation rufe ähnliche Assoziationen hervor wie das Jahr 1945: heute wie damals müsse sich Deutschland um einen Wiederaufbau bemühen – „aber die Einbruchsstelle ist nun die Familie selbst, diejenige Institution, die damals die existenzielle Kraft fand, das Land wieder neu zusammenzusetzen" (26).

Als Produktionsstätte von Vertrauen ist die Familie einzigartig, das hebt Schirmmacher mehrfach hervor. Er beschreibt die materiellen und ideellen Leistungen der Familien, ihr unübertroffenes Kommunikationsnetz und ihren erzieherischen Einfluß, so werde beispielsweise dem Egoismus Einhalt geboten. Heute gelte Familie als unmodern. „Sie ist die Institution unserer globalisierten Welt, die wohl bis ans Ende der Tage – solange Affekte

die Menschen regieren und Kinder unselbständig auf die Welt kommen – niemals gänzlich modernisierbar sein wird. Deshalb tut die gegenwärtige Gesellschaft sie als unnötig ab" (53). So schlimm ist es nicht. Schirmmachers Loblied auf die Familie soll wohl besonders unzeitgemäß klingen, und dieses Bemühen ist bisweilen zu deutlich erkennbar. Das zeigen Sätze wie dieser: „Kinderlosigkeit wirkt wie eine Methode zur Gewinnmaximierung – die lebensweltliche Variante der Ich-bin-doch-nicht-blöd-Kultur des Jahres 2005" (70).

Die Perspektive Schirmmachers ist, wen wundert's, eine männliche: Frauen neigten dazu, „sich bildungsmäßig gleichwertige Partner auszusuchen, sie vermeiden es jedenfalls, durch Heirat sozial abzusinken" (91). So kann man das auch sehen; mehrere Studien belegen hingegen, daß sich Männer vor gebildeten und schlimmstenfalls höherqualifizierten Frauen regelrecht fürchten. Der Verfasser verweist auf Untersuchungen, denen zufolge „Frauen die Schlüsselrolle zufällt für den Erhalt von Familien sowie den Aufbau und die Stabilisierung von Freundschaftsnetzwerken" (136). Was heißt zufallen? Wer wirft denn da? Schirmmacher sieht eine Vorliebe für Töchter – diese Vorliebe sei im Augenblick „noch halbbewusst" (145) –, denn eine Tochter kann die Rolle der Brotverdienerin ebenso spielen wie die der Betreuerin. In den kommenden Jahrzehnten werde von den Frauen ein Doppeltes verlangt werden: sowohl zur Steigerung des Bruttosozialprodukts beizutragen, als auch für den Nachwuchs zu sorgen. Frauen seien keine besseren Menschen, doch sie entscheiden, „ob und wie unsere Gesellschaft neu entsteht" (157). Na denn, Großmütter, Mütter und Töchter, auf zur Rettung der Gesellschaft!

Das Minimum an Kindern und Familien ist derzeit kein sehr originelles Thema, und man fragt sich, wer dieses Maximum an Sachbüchern denn lesen soll, die mehr oder weniger gefällig gemacht und stets mit einem Hauch von Wissenschaft verfeinert sind. Soziologen, Evolutionstheoretiker und Psychologen kommen hier zu Wort, Schirmmacher zieht allerlei Schlüsse aus einer Fülle von Studien, mal sind diese Schlüsse belegt, mal mehr gefühlt. Erfreulich ist, daß er seinen Überlegungen nicht gleich ein Plädoyer für Ganztagsbetreuung oder Elterngeld hinterherschickt oder über den drohenden Zusammenbruch der Sozialversicherungssysteme predigt oder sehnsuchtsvoll auf ach so vorbildliche Länder wie Schweden oder Frankreich blickt. Man muß Schirmmachers Stil, Pathos und Selbstinszenierung nicht mögen und nicht alle Einsichten für neu

halten, um diesem Buch interessante Aspekte abzugewinnen. Der Verfasser beschreibt den Altruismus, wie er sich nur in der Familie erlernen läßt und der für die Gesellschaft überlebensnotwendig ist, er setzt auf die gesellschaftsstärkenden Kompetenzen der Frauen und glaubt an das „unvergleichliche Wunder der Überlebensfabrik Familie" (39). Weder Markt noch Staat könnten das bieten oder organisieren, was die Gemeinschaft zusammenhält: die unzähligen Handlungen, für die es weder Geld noch Anerkennung gibt, Selbstverständlichkeiten im Familien-Alltag. Und das soll allein Sache der Frauen sein?

Stefanie Haas

Weibsbilder

Karin Deckenbach: Die Mutterglück-Falle. Warum wir unser Familienbild ändern müssen. dtv. München 2006. 240 Seiten. 14,50 Euro.

Silke Lambeck, Regine Zylka (Hrsg.): Das große Jein. Zwanzig Frauen reden über die Kinderfrage. Rowohlt. Berlin 2006. 254 Seiten. 16,90 Euro.

Bei der Lektüre von sogenannten Sachbüchern zum Thema Familie stellt sich häufig ein Unbehagen ein. Die Antworten scheinen zu einfach, die Themen zu komplex, die Herangehensweise unangemessen und der Umgang mit Umfragen und Studien aller möglichen Disziplinen zu leichtfertig. Was brauchbar ist, wird in Bruchstücken miteinbezogen, an einer differenzierten Darstellung der vielschichtigen Zusammenhänge scheint den Verfassern und Verfasserinnen nicht zu liegen. Solche Texte sind meist unangenehm plakativ, häufig rechthaberisch und manipulativ; zur Meinungsbildung können sie daher wenig beitragen. Andere Lebensvorstellungen und -entwürfe sind in vielen dieser Bücher abgewertet, indem sie überzeichnet und verzerrt dargestellt werden. Man spürt die Absicht – und langweilt sich. Und all die Erfahrungsberichte, die manche Leser für vergnüglich halten mögen, machen die Sache vielleicht anschaulicher, aber nicht begründeter. Hier ein Beispiel für solch ein Buch. „Der Muttertrieb ist gefährlicher als die Atombombe" (204). Sagt Lorient. Also muß man was dagegen tun. Sagt **Karin Deckenbach**. „Fakt ist: Deutschland ist eine antiquierte Gesellschaft. Die unmodernste in Westeuropa" (34). Was hilft? Bessere und mehr Betreuungsangebote und infolgedessen bessere, da mehr erwerbstätige Mütter – aber das sei hierzulande ja so schrecklich

unpopulär. Die Mütter in Deutschland sind zerrissen zwischen eigenen und gesellschaftlichen und eingebildeten Ansprüchen, unsicher und unverstanden, erschöpft von der Erwerbsarbeit oder eigenartigerweise müde vom Hausfrauendasein. Krankenversicherung und Ehegattensplitting, Witwenrente und neuerdings auch das Elterngeld zementieren diese Strukturen. Auch hinter der vielbeschworenen „Wahlfreiheit“ stehe nichts anderes als die üble Mutterglück-Vorstellung.

Wenig informativ sind die gekünstelten Erlebnisberichte von Müttern, die Fremdbetreuung für Kindesmißhandlung halten und als Hausfrauen furchtbar unglücklich werden, oder von solchen, die sich heldinnenhaft der Mehrfachbelastung aussetzen und sich dann auch noch als Rabenmutter beschimpfen lassen müssen.

Hier und da werden Untersuchungen, Zeitungsartikel und Umfragen herangezogen, und keins der vielen Zitate ist belegt. Passagenweise ist der besserwisserische und frustrierte Tonfall der Verfasserin sehr störend. Es ist bedauerlich, daß in dieser Ansammlung von Viertelsinformation die bedenkenswerten Anregungen untergehen. Deckenbach fordert eine bessere Betreuungsinfrastruktur und möglichst viele erwerbstätige Mütter, dazu Familiensplitting und hier und da etwas französische oder schwedische Familienpolitik. Das ist tatsächlich ein guter Weg. Einer von mehreren.

Die Unsicherheit vieler Mütter ist nicht nur Thema des Buches, sie ist auch spürbar in der Argumentation der Verfasserin. „Die Überfrachtung unseres Mutterbildes führt dazu, dass deutsche Frauen, egal, was sie tun und wie sie es tun, ständig das Gefühl haben, sie müssten sich rechtfertigen und verteidigen“ (217). Aber müssen sie deshalb andere Vorstellungen zum Feindbild aufblasen? Und das auch noch wenig subtil an jeder passenden und unpassenden Stelle kundtun? Das Feindinnen-Bild der Nur-Mutter ist grob zusammengezimmert: sie ist abhängig und unzufrieden und zieht zudem die weniger sozialkompetenten Kinder heran.

Überzeugender als diese halberfundene Statements sind die Geschichten, die **Silke Lambeck** und **Regine Zylka** zusammengetragen haben. Hier erzählen Frauen aus Ostdeutschland und aus Westdeutschland, junge und alte, Frauen mit Kindern und ohne; sie berichten von ihrem Leben, ihren Wünschen. Auch hier geht es um Zerrissenheit, um Anforderungen von allen Seiten, um Mutterglück, Männer, Kinder und den Alltag.

Die Unmittelbarkeit der gesprochenen Sprache verleiht den Texten etwas Authentisches. Auch diese Beiträge sind ausgewählt und redigiert, aber sie sind nicht halb-

wissenschaftlich geschmückt. Diese Sammlung ist keineswegs weniger sachlich als all die Sachbücher. Sie zeigt, wie vielfältig die Möglichkeiten und Schwierigkeiten von Frauen heute sind und wie unterschiedlich die Frauen ihre Situation beurteilen. Die Herausgeberinnen haben in ihrer Vorbemerkung weder einen verbitterten Unterton nötig noch unausgegorene Forderungen an Politik und Gesellschaft. Das große Jein im Titel zeigt, daß einfache Antworten hier fehl am Platz wären.

Stefanie Haas

Wozu der Lärm?

Eva Herman: Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit. Unter Mitarbeit von Christine Eichel. Pendo Verlag. München, Zürich 2006. 260 Seiten. 18 Euro.

Das Gerede über dieses Buch ist bisweilen blöder als das Buch selbst. Es ist keine intellektuelle Herausforderung, die abwegigsten Zitate herauszusuchen, zudem ist das in all den Artikeln, inhaltsarmen Fernsehsendungen und empörten Statements bereits geschehen. Und das Mißverhältnis von mittelmäßigem Sachbuch und gigantischem Marketing kann man beklagen, aber das führt auch nicht weiter.

Besonders unseriös erscheinen die Angriffe auf den Lebensweg der Autorin. Die hat vor aller Augen das gemacht, was man gemeinhin Karriere nennt, hat ein Kind und ist zum vierten Mal verheiratet. Eben aus dieser Erfahrung zieht sie ihre Schlüsse – vorwerfen sollte man ihr das nicht. Wie groß wäre denn der Aufschrei gewesen, wenn eine fünffache Mutter ohne Karriere und mit einem einzigen Ehemann ein solches Buch geschrieben hätte?

Aber das soll keine Verteidigung des Buches werden. Auch keine Warnung, denn dazu ist es zu banal. Die Bruchstücke von Erkenntnissen aus Bindungsforschung, Psychologie oder Medizin und die vermeintlich objektiven Schlüsse, der Rückgriff auf Anselm Grün oder den Dalai Lama oder Karl Marx und all die kaum reflektierten Behauptungen – wen soll das überzeugen, wen provozieren? Es ist wahr, aber nicht neu: Frauen und Männer sind nicht gleich. Das spricht nicht gegen Gleichberechtigung, doch Gleichmacherei nützt niemandem, und die Rollenunsicherheit wächst. Was als Selbstverwirklichung gepriesen wurde, artet mitunter in Selbsttäuschung aus, und eine bessere Qualität der Betreuungseinrichtungen für Kinder wäre wünschenswert.

Und wo bitte ist hier der Tabubruch, auf den sich Eva Herman so viel einbildet? Daß nicht alle Formen und Auswüchse des Feminismus förderlich waren, ist bekannt. Wer hier argumentieren will, muß differenzieren. Wer oder was sind denn „die Feministinnen“? Alles unglückliche, vermännlichte Frauen? Hier hätte der Leser und mehr noch die Leserin gerne gewußt, gegen wen oder was sich die Verfasserin richtet.

Ihr Idealbild von der fürsorglichen Apfelkuchenbäckerin mit vielen Kindern, traurem Heim und erwerbstätigem Ehemann dient nicht der Befreiung von Frauenbildern, es ist nur ein anderes Bild, das nun als das wahre, das weibliche, das naturgemäße angepriesen wird. Die erschreckenden Geschichten von unglücklichen Frauen, die Karriere machen und keine Kinder haben, sind mehr lachhaft als aufschlußreich. Wie der Titel vermuten läßt, handelt es sich bei diesem Buch um eine Mischung aus sehr persönlichen Erkenntnissen und allgemeinen Schlüssen. Wer ist eigentlich Eva? Die Frau an sich? Oder doch nur eine ehemalige Nachrichtensprecherin mit ausgeprägtem Mitteilungsbedürfnis?

Besonders eigenartig muten die evolutionistischen Argumente an. Falls es tatsächlich so ist, daß Männer in der Menschheitsgeschichte nie freiwillig Hausarbeiten verrichtet haben, kann man daraus schließen, daß sie sich auch heute nicht daran beteiligen sollen? Und wieso sollen nur Frauen von Natur aus dazu bestimmt sein, ein kuscheliges Nest zu bauen? Wer weiß schon, was für alle gut ist? Und sind all jene Frauen weniger weiblich, die gerne auch außer Haus arbeiten oder – was es ja auch geben soll – die berufstätig sein müssen? Traditionalisten mögen sich nicht allzu leichtfertig hinter dieser schwachen Fürsprecherin verstecken, und Frauen, die mit der von Eva Herman propagierten „neuen Weiblichkeit“ nicht einverstanden sind, sollten sich an ernstzunehmenden Gegnerinnen die Zähne ausbeißen.

Keine Sorge, das *Eva-Prinzip* bringt niemanden an den Herd, der da nicht hin will, und wenn es Frauen gibt, die nach der Lektüre meinen, sie müßten ihrem Mann den Staubsauger aus der Hand reißen, damit die artgerechte Haltung des Gatten gewährleistet ist, wird das die Möglichkeiten der anderen Frauen nicht schmälern. Lesen muß man das Buch nicht. Es hat eine Diskussion entfacht, zu der es nichts beitragen kann. Das rechtfertigt nicht das Niveau der Diskussion, aber es spricht auch nicht gegen die Diskussion.

Stefanie Haas

Lustvolle Haushalts-Managerinnen

Catharina Aanderud: „Schatz, wie war dein Tag auf dem Sofa?“ Hausfrau – die unterschätzte Familien-Managerin. Kösel. München 2006. 224 Seiten. 14,95 Euro.

Marianne Siegenthaler: Hausfrau. Der beste Job der Welt. Zytglogge Verlag. Oberhofen 2006. 160 Seiten. 19,50 Euro.

Hausfrau wäre ein schöner Beruf. Wieso nicht? Mangelnde Putzlust? Das muß nicht sein, meint **Catharina Aanderud**: „Zum Saubermachen kann man sich motivieren, indem man Staub als sichtbar gewordene, geronnene Zeit betrachtet. [...] Also wischen und staubsaugen, um bewusst in der Gegenwart zu bleiben!“ (71) Auch Aufräumarbeiten lassen sich als sinnvolle Tätigkeit erleben: In Verbindung mit Feng Shui „erscheinen diese Routinearbeiten in einem neuen Kontext und wirken damit irgendwie attraktiver, weil ein neues ‚Label‘ neue Impulse setzt und von alten, verbrauchten Bildern wegführt“ (68). Mehr ältere als neue Label finden sich hier zuhauf, irgendwie ist alles attraktiv: Aufräumen wird zu Yoga, Putzen zum Fitneßtraining, Bügeln zur Meditation – was hat's die Hausfrau gut! Versatzstücke aus einer „hawaiianischen Philosophie des Alltags“ (72), Zitate einer „Psychologin und Heilerin“ und des Dalai Lama, die kurzgefaßten „zwölf Stadien des Burn-out-Zyklus“ und allerlei Gedanken zur Hausfrau an sich hat die Verfasserin aneinandergereiht.

Manches klingt sehr platt, vielem kann man kaum widersprechen, überraschend und originell ist hier nichts. Eine zwei- bis dreijährige Ausbildung zur Hausfrau könnte „Home Management“ und „Family Care“ (193) heißen, auf dem Stundenplan stehen unter anderem ein „Grundkurs Homöopathie“, „Ordnungsprinzipien und Entsorgung“, „PR“ oder „Networking – Beziehungsmanagement“ (194). Soll der Text Hausfrauen stärken? Bei Nicht-Hausfrauen oder gar Männern von Hausfrauen Vorurteile abbauen? Schwer zu sagen, an wen sich dieses Buch richtet.

Auch **Marianne Siegenthaler** legt ein Plädoyer für den „besten Job der Welt“ – den der Hausfrau – vor, und auch dies ist keine Kampfschrift gegen Nicht-Hausfrauen. Die Verfasserin erklärt deutlich, an wen sich Ihre Ausführungen richten: an Frauen, die sich den Luxus leisten können, hauptberuflich Hausfrau zu sein, und die das gerne tun.

Auf jeder zweiten Seite findet sich eine Ergänzung des Satzes „Eine Hausfrau hat es gut, ...“ – und da liest man

zum Beispiel: "... weil sie mit dem Pöstler schäkern kann" (35). Auch ein Argument.

Die Vorteile des Hausfrauenberufs sind liegen auf der Hand: keine lästigen Kollegen, keine Vorgesetzten, keine Kleiderordnung; stattdessen: selbstbestimmte Arbeit, vielfältige Tätigkeiten und Gestaltungsspielräume, Verantwortung. Ohne illustrierende fiktionale Beigabe geht es auch hier nicht: ein E-Mail-Wechsel zwischen einer Hausfrau und einer kinderlosen Single-Frau, die sich vom Beruf aufreiben läßt, bietet Raum für alle denkbaren Klischees.

Diese beiden Ermutigungsschriften plätschern so dahin, die eine mehr esoterisch, die andere eher bodenständig. Immerhin dreschen die Verfasserinnen nicht verbittert auf Nicht-Hausfrauen ein. Das ist in diesem Genre schon viel.

Stefanie Haas

Plauderheld

Norbert Bolz: Die Helden der Familie. Fink. München 2006. 120 Seiten. 9,90 Euro.

So sieht sie aus, die Welt von heute: die emanzipierte Frau zieht Karriere und Konsum der Familie vor, und wenn sie sich doch fürs Kind entscheidet, dann ohne Vater im Haushalt, dafür mit staatlicher Unterstützung. Ihr Kind bringt sie zur Ganztagsbetreuung, und die armen Männer haben allenfalls bei der Formel 1 die Möglichkeit, ihre Männlichkeit auszuleben. Der Fürsorgestaat ersetzt die Familie, und die wenigen Hausfrauen haben es besonders schwer, weil sie das Gegenteil des Leitbildes „kinderlose Karrierefrau“ verkörpern. Wieso differenzieren, wenn es auch belanglos allgemein geht. Norbert Bolz, Vater von vier Kindern und Ehemann einer Hausfrau, ist Medienwissenschaftler, er kennt sich also aus in der Welt. Er fragt sich, was zur Auflösung der bürgerlichen Familie beiträgt, er erwähnt Achtundsechziger und Feminismus und Pille; spektakuläre Erkenntnisse oder neue Thesen finden sich hier nicht. Daß die Familie ein vorzüglicher Ort ist, wo starke Bindungen wachsen können, ist ebenso wahr wie die Tatsache, daß eine Vielzahl schwacher und wechselnder Bindungen nicht die wenigen verlässlichen starken in der Familie zu ersetzen vermag.

Die Gründung einer Familie sei „das moderne Abenteuer schlechthin“ (60), und Bolz, der abenteuerlichste aller Abenteuerer, der Held der einfachen Erklärungen, hat damit zwar recht, doch das ist alles andere als das im

Klappentext angepriesene „höchst engagierte Plädoyer“. Junge Frauen sähen sich heute vor der Alternative:

„Reproduktion, also Kinder, oder Produktion, also Karriere“. Und junge Paare fragen sich: „Konsum oder Kinder?“ (61) So einfach ist das also. Die Guten unter den jungen Frauen sagen „Kinder“, die Guten unter den Paaren sagen „Kinder“, alle anderen sind konsum- oder karriereorientierte Selbstverwirklichungsfanatiker oder Emanzipationsopfer.

„Frauen arbeiten heute nicht mehr für die Liebe, sondern für Geld. Ihre Würde suchen sie nicht mehr in der Verantwortung für die Familie, sondern in der Erwerbsarbeit“ (66). Das ist sie also, die Wurzel allen Übels. Und: „Es gibt zwei moderne Notwendigkeiten, die unglücklich machen: den Individualismus und die Frauenemanzipation“ (85). Das kann man so sagen, aber so sagt das nicht viel. Das gilt für viele Bolzsche Sätze. Der Verfasser liebt die Vereinfachung; Ergebnis ist nicht provokative Zuspitzung, sondern langweiliges Geplapper.

Auch über das Dreieck von Kind, alleinerziehender Mutter und Vater Staat äußert Bolz sich undifferenziert. Ob wohlfahrtsstaatliche Leistungen tatsächlich Frauen ermutigen, „auf einen Haushalt mit dem Vater ihrer Kinder zu verzichten“ (36), sei dahingestellt, und daß das gegen diese Leistungen spricht, ist auch nicht gesagt. Möglicherweise fühlen sich einige Väter weniger verantwortlich, wenn sie wissen, daß der Staat für sie einspringt – aber solche Behauptungen oder Erfahrungen sind schwer zu verallgemeinern, und Argumente gegen staatliche Familienhilfen sind es überdies nicht.

Es ist ein Sammelsurium von Behauptungen, Verdächtigungen und Zitaten. Bolz weidet sich an den eigenen Formulierungen. Da liest man Sätze wie „Selbstverwirklichung ist das Opium aller Iche“ (32) oder „Sport als Asyl der Männlichkeit ist eine genaue Reaktionsbildung darauf, daß die Zivilisation als Zähmung der Männer durch die Frauen voranschreitet“ (92). Soso.

Ob der Verfasser von der Gesamtschule spricht oder davon, daß Seifenopern zunehmend das Familienleben ersetzen, ob er über die Demokratisierung der Eltern-Kind-Beziehungen plaudert oder über Pornographie oder über die feminisierte Kultur im Allgemeinen – Norbert Bolz kennt sich überall aus. Er sieht sich als Fürsprecher der bedrohten Familien und der entrechteten Hausfrauen. Das ist keine Werbung für das Abenteuer Familie, sondern das selbstgefällige Geplänkel eines Mochtegerhelden.

Stefanie Haas

Fehlt Ihnen was?

Vielleicht ist genau das Buch, über das Sie gerne eine Besprechung gelesen hätten, in dieser Ausgabe nicht dabei. Welches ist es denn? Schreiben Sie uns, wenn Sie Vorschläge haben! Und über Kritik freuen wir uns auch.

Inhalt

- ▶ Rainer Thomasius, Udo, J. Küstner (Hrsg.): Familie und Sucht.
- ▶ Tanja Wieners: Miteinander von Kindern und alten Menschen. Perspektiven für Familien und öffentliche Einrichtungen.
- ▶ Barbara Drinck: Vatertheorien. Geschichte und Perspektive.
- ▶ Matthias Matussek: Die vaterlose Gesellschaft. Eine Polemik gegen die Abschaffung der Familie.
- ▶ Felix Rohner-Dobler: Familien brauchen Väter. Ermütigungen und Rituale.
- ▶ Beate Rössler: Arbeit, Anerkennung, Emanzipation.
- ▶ Urs Fuhrer, Haci-Halil Uslucan (Hrsg.): Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur.
- ▶ Gerhard Schmied: Der Friedhof als Aspekt der Familienkultur.
- ▶ Christian Alt (Hrsg.): Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen.
- ▶ Marianne Dierks: Mehr Zeit und Geld für Kinder?! Impulse für eine gesellschaftspolitische Debatte zum sozialpolitischen Umbau der Bundesrepublik.
- ▶ Andrea Lengerer: Zur Akzeptanz von Familienpolitik.
- ▶ Heike Lipinski: Familienfreundliche Kommune: Luxus oder Notwendigkeit in finanziell schwierigen Zeiten?
- ▶ Franz-Xaver Kaufmann: Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen.
- ▶ Charlotte Höhn, Andreas Ette, Kerstin Ruckdeschel: Kinderwünsche in Deutschland. Konsequenzen für eine nachhaltige Familienpolitik.
- ▶ Bernhard Nacke, Elisabeth Jünemann (Hrsg.): Der Familie und uns zuliebe. Für einen Perspektivenwechsel in der Familienpolitik?
- ▶ Albert Biesinger, Hans-Jürgen Kerner, Gunther Kloinski, Friedrich Schweitzer (Hrsg.): Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven.
- ▶ Regine Froese: Zwei Religionen – eine Familie. Das Gottesverständnis und die religiöse Praxis in christlich-muslimischen Familien.
- ▶ Andreas Lob-Hüdepohl: Beachtliches Orientierungspotenzial. Attraktivität und Plausibilität der christlichen Ehe.
- ▶ Urs Fuhrer: Was macht gute Erziehung aus und wie können Eltern gute Erzieher werden?
- ▶ Sigrid Tschöpe-Scheffler (Hrsg.): Konzepte der Elternbildung – eine kritische Übersicht.
- ▶ Wolfgang Jaede: Was Scheidungskindern Schutz gibt. Wie sie unbeschädigt durch die Krise kommen.
- ▶ Jochen Jülicher: Trotzdem heiraten. Ratgeber in einer ernsthaft-fröhlichen Angelegenheit.
- ▶ Ulrike Mayer-Klaus (Hrsg.): Zusammen wachsen. Rituale für Familien.
- ▶ Jesper Juhl: Was Familien trägt. Werte in Erziehung und Partnerschaft. Ein Orientierungsbuch.
- ▶ Frank Schirrmacher: Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft.
- ▶ Karin Deckenbach: Die Mutterglück-Falle. Warum wir unser Familienbild ändern müssen.
- ▶ Silke Lambeck, Regine Zylka (Hrsg.): Das große Jein. Zwanzig Frauen reden über die Kinderfrage.
- ▶ Eva Herman: Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit.
- ▶ Catharina Aanderud: „Schatz, wie war dein Tag auf dem Sofa?“ Hausfrau – die unterschätzte Familien-Managerin.
- ▶ Marianne Siegenthaler: Hausfrau. Der beste Job der Welt.
- ▶ Norbert Bolz: Die Helden der Familie.

Impressum

Das *Eichstätter Familien-Prisma* wird herausgegeben vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt, Fax: 08421-907593; es erscheint zweimal jährlich, im Frühjahr und im Herbst.

Redaktion: Dr. Stefanie Haas

Druck: Frick Digitaldruck, Krumbach

Die Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder.

Kritik und Anregungen schicken Sie bitte an:
zfg-prisma@ku-eichstaett.de

Wollen Sie zweimal im Jahr auf die neueste online-Ausgabe hingewiesen werden, dann registrieren Sie sich: auf www.ku-eichstaett.de/zfg finden Sie unter „Publikationen“ einen entsprechenden Link.